„Alle Verwandten waren im KZ geblieben. Wenn unsere Mutter zusammenbrach, kamen wir Kinder ins Heim.“ (Ilonka H.)

DER LANGE SCHATTEN DES VÖLKERMORDS AN SINTI UND ROMA

HEIMKINDHEIT DER NACHKRIEGSJAHRE BIS 1975

Zeitzeugengespräche und Fachbeiträge zum Fachtag am 27.10.2018 in München

INHALTSVERZEICHNIS

GRUSSWORTE

3 ***Grusswort***
von Marian Offman, Stadtrat
in Vertretung von Dieter Reiter, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München

5 ***Begrüßungsansprache***
von Alexander Diepold, Projektleiter

ZEITZEUGENGESPRÄCHE

8 ***„Meine kleine Schwester war dabei, sie war ja noch klein, ist mit Weinen eingeschlafen. Also habe ich mit ihr geweint."***
Interview mit Ilonka H. und Angelika Laubinger

14 ***„Ich fragte meine Mutter, ob sie Romanes spricht. Sie ist ziemlich erschrocken. Und da verstand ich, dass sie das alles von mir weggehalten hat."***
Interview mit Alexander Diepold

28 ***„Wir haben das immer gesehen, wenn der Bub angebunden war, er hat auch mal Schläge bekommen mit so einem Riemen. Dann haben wir immer geschrien und geweint."***
Interview mit Amalie Speidel

FACHBEITRÄGE

33 ***Wie kann eine Einrichtung der Kinderfürsorge mit Missständen der Heimerziehungspraxis der Vergangenheit umgehen? Beispiel einer sensiblen Erinnerungskultur.***
Impulsreferat von Ulrich Lorenz

34 ***Bedeutung eines Heimaufenthalts für ein Kind aus psychologischer Sicht.***
Impulsreferat von Aldo Rivera

35 ***Als Kulturvermittlerin bei Behörden und KollegInnen in den 1970er Jahren in München unterwegs. Aus meinen Erfahrungen als Sozialpädagogin für und mit Sinti und Roma.***
von Uta Horstmann

SCHLUSSWORT

36 ***Zum Projektverlauf, Resümee und Ausblick***
von Anna Maria Willer

GRUSSWORT

von Marian Offman
Stadtrat

in Vertretung von Dieter Reiter,
Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München

Seit dem Amoklauf im Münchner Olympia-Einkaufszentrum am 22. Juli 2016, dem mindestens zwei Angehörige der Minderheit der Sinti und Roma zum Opfer fielen, und der, wie drei unabhängige Gutachten feststellten, aus rassistischen Tatmotiven verübt wurde, zeigt, dass wir auch heute mit Antiziganismus rechnen müssen. Die Stadt München stellt sich der Verantwortung für die Verfolgungsgeschichte von Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus unter dem Stigma „Zigeuner", „Asoziale" und „Reisende" verfolgt wurden. Die systematische behördliche Erfassung der Minderheiten hatte bereits 1899 bei der Münchner Polizeidirektion begonnen, die auf Bestreben des bayerischen Innenministeriums eine „Zigeunerzentrale" einrichtete. Jahrzehnte später boten die dort gesammelten Daten die Grundlage zur Durchführung des nationalsozialistischen geplanten Völkermords an der Minderheit.

Wenn Nachkommen des Holocaust nach 1945 in den Nachkriegsjahrzehnten wieder Opfer wurden, weil sie als Kinder den damaligen Missständen in Heimen ausgesetzt waren, ist dies nicht nur sehr erschreckend, sondern fordert eine historische Aufarbeitung der Hintergründe der Heimunterbringungen und der rechtlichen Grundlagen dafür. Wie viele Kinder der Minderheit waren in den Nachkriegsjahrzehnten in Heimen untergebracht? Waren sie Waisen, deren Eltern in den Konzentrationslagern ums Leben gekommen sind? Diese Fragen sind zu klären, unabhängig von der Existenz des Fonds Heimentschädigung. Gleichzeitig ist eine Verlängerung, Erweiterung und Weiterführung der Härtefallregelungen des eingerichteten Entschädigungsfonds „Heimerziehung" zu erwägen, so dass für Betroffene der Weg zu einer symbolischen Entschädigung unabhängig von einer Antragsfrist offen bleiben könnte.

„München ist eine Stadt, in der die Minderheit der Sinti und Roma seit Jahrhunderten ihren festen Platz hat und dauerhaft haben wird."

München ist eine Stadt, in der die Minderheit der Sinti und Roma seit Jahrhunderten ihren festen Platz hat und dauerhaft haben wird. Deshalb wird die Schaffung eines Ortes der Begegnung für Sinti und Roma diskutiert. Mit einem eigenen Ort, an dem diese Kulturvermittlung ihren festen Platz fände, erhielte die junge Generation der Sinti und Roma, unabhängig der individuellen Familiensituation, eine Möglichkeit, die besonderen ethnischen Wurzeln zu pflegen und zu gestalten.

BEGRÜßUNGSANSPRACHE

von Alexander Diepold

Sozialpädagoge
Initiator des Projekts, Geschäftsführer von Madhouse gGmbH

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie Sie schon gehört haben, wird dieser Fachtag von einem jungen Sinto mit traditioneller Sintimusik umrahmt. Herzlichen Dank lieber Perli.

Dieser Fachtag präsentiert und diskutiert Ergebnisse eines bundesweiten Zeitzeugenprojekts mit ehemaligen Heimkindern, die Angehörige der Sinti und Roma und gleichzeitig Betroffene von Missständen in Heimen der Nachkriegsjahre bis 1975 sind. Ich habe diese Idee vom Zentrum für Familie und Soziales aufgegriffen und mich bereit erklärt, die Verantwortung für ein solches Zeitzeugenprojekt zu übernehmen. Mein Name ist Alexander Diepold. Ich bin selbst Betroffener der Heimerziehung und Angehöriger der deutschen Sinti. Dieser Fachtag wird vom Fonds Heimerziehung im Rahmen der Projekte zur überindividuellen Aufarbeitung der Geschichte der Heimerziehung 1949-75 gefördert. Der Fachtag steht unter der Schirmherrschaft von Herrn Oberbürgermeister Dieter Reiter, dem ich dafür vielmals danke. Ich darf in diesem Zusammenhang ganz herzlich Herrn Stadtrat Marian Offman als Vertreter für Herrn Oberbürgermeister Dieter Reiter begrüßen und für sein Grußwort danken. Weiter danke ich ganz herzlich für ihr Kommen Herrn Daniel Strauß vom Landesverband deutscher Sinti und Roma aus Baden Württemberg sowie Frau Uta Horstmann, die für ihre jahrzehntelange Arbeit mit Sinti und Roma mit der silbernen Bundesverdienstmedaille ausgezeichnet wurde und heute über ihre Erfahrungen als Sozialarbeiterin in den 1970er Jahren berichten wird. Mein nächster großer Dank gilt Herrn Ulrich Lorenz, dem Einrichtungsleiter vom Kinderheim Hochzoll in Augsburg, in dem die Zeitzeugin Amalie Speidel aufgewachsen ist. Herr Lorenz wird uns berichten, wie eine Einrichtung der Kinderfürsorge heute mit dem Wissen um Missstände in der Heimerziehung der Vergangenheit umgehen kann. Herzlich begrüßen möchte ich meinen Kollegen Aldo Rivera, Psychologe unserer Familienberatungsstelle für Sinti und Roma, der heute über die Bedeutung und Folgen eines Heimaufenthaltes für ein Kind aus psychologischer Sicht referieren wird. Vielen Dank. Ich möchte es natürlich nicht versäumen, eine ganz besondere Frau zu begrüßen, die selbst betroffenes ehemaliges Heimkind vor und nach 1945 war. Trotz Geheinschränkung hat sie sich bereit erklärt, heute aktiv an diesem Projekt mitzuwirken. Vielen herzlichen Dank für Ihr Kommen Frau Amalie Speidel.

Zwei Heimzeitzeugen, Ilonka Hartmann und Angelika Laubinger, zwei deutsche Sintifrauen können aus gesundheitlichen und persönlichen Gründen leider nicht an diesem Fachtag teilnehmen. In der folgenden Lesung werden Teile davon vorgetragen. Alle ihre Erinnerungen können dann in der Broschüre nachgelesen werden.

Auf meinen Wunsch hin sind allerdings andere ehemalige Heimkinder angereist, die mit mir zusammen im Heim gelebt haben. Vielen Dank Harri, Michaela und Charly, dass Ihr gekommen seid und mich hier begleitet. Herzlichen Dank auch an meine Kinder, Benjamin und Lorenzo, dass ihr hergekommen seid und einzelne Passagen lest.

Sehr geehrte Gäste, die erfolgreiche Durchführung solch eines Projekts ist nur mit Menschen möglich, die ein großes Fingerspitzengefühl in der Befragung beweisen, die eine hohe Sensibilität und eine ausgeprägte Empathie mitbringen, um Menschen mit einem derartig belastenden biografischen Hintergrund professionell zu befragen. Ich danke dir, Anna-Maria Willer, für deinen Mut, deine Zeit, deine Wertschätzung und dein überaus einfühlsames Interviewen. Es ist dir gelungen, wichtige Erkenntnisse zu dokumentieren, die zu Folgeprojekten auffordern, die deutlich machen, dass hier noch viel stärker geforscht werden müsste, was die nachfolgenden Ergebnisse belegen.

Bevor ich diese Fazits vorstelle, möchte ich noch ein paar Hinweise geben:

Nach dem Grußwort von Herrn Offman werden einzelne Passagen aus den Interviews verlesen. Alle Interviews sind in einer Broschüre festgehalten, ebenfalls darin enthalten sind Kurzzusammenfassungen der Ausführungen unserer Referenten zu diesem The-

ma. Von 12.15 Uhr bis 13 Uhr machen wir eine kurze Pause, Stärkung mit einer kleinen Brotzeit gibt es im Foyer. Um 13 Uhr geht es dann weiter mit Fachvorträgen unserer Referenten und unserer Referentin sowie einer anschließenden Diskussion zu der Fragestellung:

„Wie sinnvoll ist es, Kinder der Minderheit im Bedarfsfall in Heimen unterzubringen?" Fachleute und Betroffene der Heimerziehung stellen sich der Frage und zeigen Alternativen. Ich werde die Ergebnisse in einem Schlusswort zusammenfassen.

Sehr geehrte Damen und Herren. Dieser Fachtag trägt einen langen Titel : „Der lange Schatten des Völkermords an Sinti und Roma. Heimkindheit der Nachkriegsjahre bis 1975" Zwei auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Themen werden hier miteinander in Beziehung gebracht und es stellt sich die Frage: Was haben beide miteinander zu tun?

Um Antworten zu finden, gingen wir diese sehr neue Fragestellung über die Befragung von Betroffenen an, die Angehörige der Sinti und Roma und Betroffene der Heimerziehung im Zeitraum der Nachkriegsjahre bis 1975 waren.

Zum Projekt im Allgemeinen:

Es war sehr schwierig, Zeitzeugen für das Projekt zu gewinnen, denn die Erinnerungen an Heimaufenthalte in der Zeit, als Heime mit der sogenannten „schwarzen Pädagogik" arbeiteten, sind bei den Betroffenen bis heute sehr belastend. „Wir wollen nicht mehr daran erinnert werden" sagten die zwei Hildesheimer Zeitzeuginnen nach Abschluss der Gespräche. Die Erinnerung zu erzählen, bedeutet auch, sie wieder wach zu rufen. Im Fall der Hildesheimer Zeitzeuginnen war die Erinnerung an die Heimaufenthalte unweigerlich mit den Nachwirkungen von KZ-Lagerhaft, Verfolgung und der Ermordung vieler Verwandten verbunden. Die Kinder kamen ins Heim, wenn die Mutter – aufgrund der erlittenen Verfolgung, Zwangsarbeit und Lagerhaft in Auschwitz-Birkenau und anderen Konzentrationslagern „zusammenbrach" – im Wortlaut der Zeitzeuginnen – und ins Krankenhaus musste. Im Falle der Hildesheimer Zeitzeuginnen, die heute leider nicht hier sind - waren die Heimaufenthalte der Kinder eine direkt erkennbare Nachwirkung des Völkermords an Sinti und Roma. Die Kinder erfuhren in den kurzen Heimaufenthalten Erziehungsmethoden mit Gewalt und tiefer seelischer Schädigung, die sie bis heute prägen. Diese Zeitzeuginnen lebten als Kinder zusammen mit Mutter und Vater, von denen sie für die Dauer der Heimaufenthalte weggerissen wurden, weil es keine Verwandten gab, die den Krankheitsfall der Mutter hätten auffangen können. Denn die Verwandten waren in den Konzentrationslagern „geblieben" – so lautet der beschönigende Ausdruck für die Ermordung der Großeltern, Tanten und Onkels. Die Heimaufenthalte waren vorübergehend, bis die Mutter wieder nach Hause gehen konnte, bzw. bis die Überlebenden des Familienverbands sich wiedergefunden hatten und die Fürsorge der Kinder im Krankheitsfall der Mutter übernehmen konnten.

Bei den anderen zwei exemplarischen Zeitzeugenerhebungen stellen sich die Heimaufenthalte in anderem Kontext dar: Das Heim wurde zum einzigen Lebensraum des Kindes, es gab daneben keine „normale" Familiensituation. Amalie Speidel und ich, Alexander Diepold, wuchsen bald nach, oder von Geburt an im Heim auf. In beiden Fällen waren die Eltern Opfer der NS-Verfolgung geworden. Im Falle von Amalie Speidel, geb. Lossa war die Mutter früh gestorben, der Vater in der Haft im KZ ums Leben gekommen, der Bruder Opfer der Euthanasiemorde geworden.

Wie Amalie Speidel erfuhr auch ich erst als ich schon über 50 Jahre alt war, vom Schicksal meines Vaters, der als Sinto der NS-Verfolgung ausgesetzt war. Meine Zugehörigkeit zur Minderheit der Sinti hatte mir meine Mutter lange Zeit verheimlicht.

Vier Fallbeispiele erscheinen erst einmal wenig, doch kann anhand dieser wenigen Fallbeispiele die Zeitspanne der Heimerziehungssituation von Sinti- und Roma Kindern im Zeitraum der Nachkriegsjahre bis Mitte der 1970er Jahre – über drei Generationen Heimkindheit wird der Bogen gespannt - exemplarisch betrachtet werden. Es ist ein Anfang gemacht, um dieses Kapitel der Heimerziehung speziell für Angehörige der Sinti und Roma zu reflektieren und um Lehren für die heutige Heimerziehungspraxis zu ziehen.

Ergebnisse der Zeitzeugenerhebung

Ich präsentiere Ihnen nun Ergebnisse der Befragung von drei Zeitzeuginnen und mir als Zeitzeugen:

Fazit 1

Heimaufenthalte werden von Betroffenen bis heute als belastend erlebt. Von daher ist dieses Zeitzeugenprojekt mit viel Trauer und Schwere verbunden.

Fazit 2

Alle vier befragten Zeitzeugen haben Elternteile, die der NS-Verfolgung ausgesetzt waren, in einem Fall im Zuge der rassistischen Verfolgung ermordet wurde, was der Betroffenen jedoch bis in die 1980er Jahre nicht bekannt war.

Alexander Diepold
geb. 1962, Begründer der Einrichtung MADHOUSE gGmbH. Dipl.-Sozialpädagoge. Familiengerichts-Gutachter, Anti-Aggressions-trainer, Finanzvorstand vom Münchner Informationszentrum für Männer e.V., Aufsichtsrat der Hildegard Lagrenne Stiftung, ehrenamtlicher Gefängnisbetreuer JVA Bernau, in 2018 Ernennung zum Jugendschöffen-Richter, Finanzvorstand der Sinti und Roma Corparation e.V., Mitglied im CCIT seit 2005. Politischer Vertreter der Sinti und Roma in München, sozialpädagogischer Berater der Familien-beratungsstelle und Geschäftsführer der Gesamteinrichtung.

Fazit 3
Die Heimaufenthalte sind verbunden mit Nicht wissen über elementare Familienzusammenhänge und -hintergründe. In zwei Fällen ist dieses Nicht-Wissen verbunden mit der Unkenntnis der Kinder bis ins Erwachsenenalter über ihre kulturellen und ethnischen Wurzeln.

Fazit 4
Das Verschweigen der Zugehörigkeit zur Minderheit bedeutet für die Kinder einen Verlust. Sie erhalten keine Möglichkeit, die Tradition, die Sprache Romanes zu erlernen, ein äußerst wichtiger Kulturbestandteil, um sich selbst zur Minderheit zu bekennen.

Fazit 5: Nicht-Wissen und aktive Informationsbeseitigung begegnet bei den Nachforschungen in Archiven, wo Akten nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist vernichtet wurden.

Fazit 6
Die Heimsituation mit großen Kindergruppen und wenig Personal bedeutete auf der einen Seite: Gleichbehandlung nach den rigiden Erziehungsmethoden der damaligen Fürsorgepraxis mit Gewalt- und Kollektivstrafen. Auf der anderen Seite machte sie keine offensichtliche Benachteiligung aufgrund der Zugehörigkeit zur Minderheit möglich. Gleichzeitig bedeutete diese Uniformität in der Behandlung, dass die Kinder wenig emotionale und intensive Beziehungen zu den Betreuenden aufnehmen konnten.

Fazit 7
Heimaufenthalte bedeutete eine eingeschränkte Förderung individueller Fähigkeiten:

Die christliche Ausrichtung der Heime in zwei der vier Zeitzeugenbeispiele führten zu Berufswünschen im Sinne des christlichen Wertekanons, wobei positiv erlebte Vorbilder auch den Berufswunsch bestimmten. Das Heim stellt sich hier als isolierte Welt dar, das den Kindern und Jugendlichen nur eingeschränkte Perspektiven eröffnete.

Die zwei Zeitzeuginnen, die vorwiegend in der Familie aufwuchsen, zeigen dagegen eine Vernachlässigung schulischer Bildung speziell für Mädchen, auch aufgrund der NS-Verfolgungserfahrungen und wegen Diskriminierungserfahrungen im Schulbetrieb.

Fazit 8
Es gab Spielräume in den Entscheidungen der Heimbetreiber und Fürsorgeverantwortlichen.

Fazit 9
In den Zeitzeugenberichten von nur vier Betroffenen offenbart sich ein weites Spektrum an Missständen der damaligen Heimerziehungspraxis. Sie reichen von Gewaltanwendung, emotionaler Vernachlässigung bis hin zu sexuellen Übergriffen. Die Projekterhebung ist als eine wichtige Dokumentation der damaligen Heimerziehungspraxis zu sehen.

Fazit 10
Jeder Zeitzeugenbericht ist individuell und im historischen und familiären Kontext verschieden. Die Untersuchung gibt Anstoß zu weiteren Zeitzeugenerhebungen und zu Untersuchungen der damaligen Familienfürsorgebehörden mit deren Einfluss auf Heimunterbringung und Heimsituation.

„MEINE KLEINE SCHWESTER WAR DABEI, SIE WAR JA NOCH KLEIN, IST MIT WEINEN EINGESCHLAFEN. ALSO HABE ICH MIT IHR GEWEINT."

Interview am 22.8.2018 mit Ilonka H. und Angelika Laubinger in Hildesheim

Redaktion Maria Anna Willer
Europäische Ethnologin M.A.

Ilonka H. *(Jg. 1950) war im Alter von fünf bis elf Jahren zusammen mit ihren Brüdern Rolf und Rigo R. dreimal für mehrere Wochen in Kinderheimen in Hamburg und Harburg untergebracht. Ihre jüngere Schwester* ***Angelika Laubinger*** *(Jg. 1956) erlebte als Fünfjährige zusammen mit ihrer Schwester und einem Bruder einen Heimaufenthalt. Die Eltern der zwei Zeitzeuginnen hatten die NS Verfolgung und den Völkermord an Sinti und Roma unter anderem als Inhaftierte im KZ Auschwitz-Birkenau überlebt. In den Folgejahren musste die Mutter immer wieder zur Heilbehandlung ins Krankenhaus und die Kinder kamen für die Dauer ihrer Klinik- und Kuraufenthalte ins Heim. Als die Verwandten, die den Völkermord überlebt hatten, wieder zusammengefunden hatten, übernahmen diese die Fürsorge der Kinder, wenn die Mutter krank war.*

Ilonka H.: Meine Mutter Elvira Rosenbach war 13 Jahre alt, als sie ins Lager Auschwitz-Birkenau kam.

Was hat Ihre Mutter vom Lager erzählt?

Ilonka H.: Sie hat Typhus gehabt, war unterernährt, sie haben Schläge gekriegt, ist zwischen Toten aufgewacht. Sie musste in der Schälküche arbeiten, das heißt: Kartoffel schälen. Da ging's ihr einigermaßen, aber wenn sie Kartoffelschalen geklaut haben, sind erwischt worden, haben sie Schläge gekriegt. Abends mussten sie raus – Antreten. Ein SS-Mann war da, der hat die Frauen in der Schälküche einmal in der Woche rausgerufen, mussten sie sich draußen hinstellen, mussten sich auf die Erde legen, dann wieder stehen – rauf und runter! Auf die Erde, in den Matsch rein, und er kam dann mit seinen großen Stiefeln, ist auf

Abb. 1: Ilonka H. (links) im Gespräch mit ihrer Schwester Angelika L. im Jahr 2018 beim Zeitzeugengespräch in Hildesheim. Foto: Willer

die Mädchen draufgetreten, und immer wieder auf ihren Rücken getreten. Da lagen sie mit dem Gesicht im Matsch drinne. Sie bekamen Schläge, hatten Hunger, alles was man sich vorstellen kann. Doch das hat mir nicht meine Mutter erzählt, das las ich in dem Buch . Das konnte sie gar nicht [erzählen], weil dann alles hochkam. Es war so viel Erniedrigung. Meine Mutter hat uns Kindern das nicht erzählt. Das wollte sie nicht. Wir erfuhren so nebenbei, es waren Kleinigkeiten – wenn zum Beispiel jemand fragte, was die Nummer auf ihrem Arm bedeutet, dann hat sie ... (Pause), da wollte sie nicht drüber sprechen. Als wir klein waren, war das alles noch so frisch. Wir waren schon größer, als wir Vielem gewahr wurden. Wir sind sieben Kinder, wären elf Geschwister gewesen, doch zwei Mädchen und zwei Jungen, beides Zwillinge, sind schon als Babys gestorben.

Abb. 2: Ilonka H., ca. 1965 in Windsberge bei Hamburg. Foto: Privat

Woran erinnern Sie sich aus Ihrer frühen Kinderzeit?

Ilonka H.: Dass wir im Wohnwagen gelebt haben, das war ein Blechwagen, es war kalt darin. Meine Eltern waren arm gewesen, wir haben in Hamburg auf dem Schillerplatz gewohnt. Und dort kam ich mit meinen drei Brüdern zum ersten Mal ins Heim.

Angelika L.: Die Verwandtschaft, die Cousins und Cousinen, waren zerstreut, haben sich erst spät wieder gefunden. Meine Mutter fand ihre Schwester erst nach Jahren! Alle anderen waren in den Lagern umgekommen.

Ilonka H.: Als meine Mutter von Auschwitz rauskam, war sie auf sich selbst gestellt. Sie suchte sich eine Arbeit bei einem Bauern bei Hamburg. Ein Jahr lang Kartoffeln roden, Steckrüben hacken. Sie war ganz alleine. Nach einem Jahr traf sie Leute, die haben zu ihr gesagt: „Du musst noch Verwandtschaft haben." Also fuhr sie mit einer Freundin, die auch im Lager war, nach Braunschweig. Sie suchten dort, wo die Leute in Wohnwagen lebten. Auf dem Wagenplatz stand eine große Mauer, und hinter der Mauer wohnten ihre Verwandten. Aber die konnte sie nicht sehen! Also fuhr sie, ohne ihre Verwandten getroffen zu haben, wieder zurück nach Hamburg. Erst nach vielen Jahren erfuhr sie, dass ihre Schwester noch lebte! Alle anderen Verwandten waren im KZ geblieben. Ihr Vater war im Lager von einem SS-Mann totgeschlagen worden, ihre Mutter wurde mit fünf Enkelkindern vergast, die anderen sind verhungert.

In dieser Zeit hat sie meinen Vater kennengelernt, die ersten Kinder kamen auf die Welt. Sie hatte keine Verwandtschaft, konnte weder lesen noch schreiben und es war auch niemand da, der mal hätte sagen konnte: „Das müsst ihr so oder so machen..." Mein Vater war damals immer auf Achse, er wollte endlich einmal leben, er war noch jung und hatte schon so viel durchgemacht. Er war auch aus Auschwitz rausgekommen und seine Frau, meine Mutter, war schwerkrank - vom Lager und der vielen Zwangsarbeit. So kamen wir das erste Mal in Hamburg in ein Heim, denn meine Mutter litt an ansteckender Tuberkulose. Ich kann mich erinnern, dass meine Mutter uns Kindern nie einen Kuss gegeben hat. Weil sie immer fürchtete, sie steckt uns an.

---

1) „Es war unmenschenmöglich". Sinti aus Niedersachsen erzählen – Verfolgung und Vernichtung im Nationalsozialismus und Diskriminierung bis heute." Hrsg. vom Niedersächsischen Verband Deutscher Sinti e.V. Text und Red.: Cornelia Maria Hein ; Heike Krokowski. Hannover, 1995. Das Kapitel „Der liebe Gott wollte mich nicht verbrennen lassen" gibt den Zeitzeugenbericht von Elvira R., ihres Ehemanns, Fr. Krokowski und von Fr. Weiss wieder, S. 34-39. Die Mutter von Ilonca H. und Angelika L., Elvira R. (Jg. 1929) gibt darin Zeugnis über die erlittene Verfolgung. Geboren in Berlin, zieht Elvira R. mit ihrer Familie nach Aachen, wo ihr der Schulbesuch verboten wird, dann nach Braunschweig, wo die Familie im Sammellager Braunschweig-Veltenhof lebt und Frau R. zur Zwangsarbeit verpflichtet wird. Anfang März 1943 kommt sie als 13Jährige nach Auschwitz-Birkenau, im April 1944 nach Ravensbrück zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. Als sie sich bei der Arbeit in der Munitionsfabrik verletzt, wird sie, wahrscheinlich im Oktober 1944, wieder zurück nach Auschwitz-Birkenau gebracht, wo sie von anderen Häftlingen von der Mordaktion, mit dem Ziel „Auflösung des Zigeunerlagers", erfährt und den fortgesetzten Massenmord miterleben muss. Die Befreiung erlebt sie in einem Außenlager von Ravensbrück, bei Leipzig, wo sie wieder schwere Zwangsarbeit verrichtet. Erst nach Jahren findet sie ihre ältere Schwester wieder. Die beiden sind die einzigen Überlebenden ihrer Familie.

Sie musste mehrmals ins Krankenhaus und anschließend zur Kur. Dann kam ich immer ins Heim. Das erste Mal war ich dort mit meinen zwei Brüdern. Es muss im Sommer gewesen sein. Ich kann mich nur erinnern, dass ich krank war, es war dunkel in dem Zimmer und die Tante meines Vaters hat uns besucht. Jungs und Mädchen waren getrennt. Meine zwei Brüder waren auf der anderen Seite [im Gebäude] und wir wollten uns immer sehen. Wir wollten zusammen sein. Von Weitem konnten wir uns sehen, haben geweint und geschrien. Aber ich durfte nicht zu meinen Brüdern. Dann bin ich krank geworden. Ich lag in einer kleinen Kammer, es war sehr dunkel darin und ich war krank, ich hatte Rippenfellentzündung. Genau da kam

Abb. 3:
Die Mutter
Elvira Rosenbach
als sie jung war
Foto: Privat

meine Tante, um uns zu besuchen. Die [Heimschwestern]wollten sie aber nicht hereinlassen. Doch meine Tante verschaffte sich mit Gewalt Zutritt ins Haus und suchte mich. Sie fand mich schließlich in dieser kleinen Kammer, so eine Art Abstellkammer. Sofort brachte sie mich ins Krankenhaus. Aber daran habe ich gar keine Erinnerung. Gar keine. Wahrscheinlich durch die Medikamente oder was auch immer. Es war nur dunkel, dunkel. Meine Tante erzählte mir später, dass sie mich da rausgeholt und ins Krankenhaus gebracht hatte. Ich muss damals fünf Jahre alt gewesen sein. Meine Mutter brach dann ihre Kur ab, damit wir wieder gemeinsam nach Hause konnten.

Als meine Mutter bald danach eine KZ-Entschädigung bekam, kauften die Eltern ein kleines Häuschen in Hamburg-Windsbergen, wo wir dann wohnten.

Kamen Sie dort in die Schule?

Ich war nicht in der Schule. Meine Mutter hatte Angst gehabt [die Kinder in die Schule zu schicken]. Doch es gab da eine Nachbarin, sie meldete mich in der Schule an. Also ging ich in die Schule, aber nicht lange, denn bald kam ich wieder in ein Heim. Meine Mutter wurde wieder krank, die Krankheit ist bei ihr immer wieder ausgebrochen. Erst sehr, sehr spät ist die Lungenkrankheit ausgeheilt. Sie konnte gar nicht ausheilen, weil ... wir waren so viele Kinder und die Not, sie war so groß. Die Krankheit wurde nie richtig auskuriert. Mein Vater war immer viel unterwegs, er wurde erst zum Familienvater, als der Jüngste, der Willi, zur Welt kam.

Haben Sie als Kind Hunger gelitten?

Ilonka H.: Hunger haben wir nur im Heim gehabt. Im Heim hatten wir Hunger. Da gab es wenige Mahlzeiten. Und mein jüngerer Bruder Willi hatte im Heim immer Hunger. Immer Hunger, Hunger. Doch wenn mein Bruder einen Nachschlag haben wollte, und er den nicht aufgegessen hat, oder nicht wollte, weil er satt war, dann zwangen sie ihn mit Gewalt aufzuessen. Mit Gewalt! Bis es wieder rauskam, bis er sich übergeben musste. Und was geschah dann? Dann zwangen sie ihn, das Erbrochene aufzuessen! Das Erbrochene! Mein Bruder war [in der Entwicklung] ein bisschen zurückgeblieben, sagen wir mal so. Er hat gestottert, er hat nicht immer das sagen können, was er eigentlich sagen wollte...

Angelika L.: Das kam wahrscheinlich auch von der Heimzeit. Davor hat er nicht gestottert.

Ilonka H.: Er hatte immer Hunger im Heim. Aber wenn er noch was bekam und dann doch nicht mehr konnte, weil er eigentlich satt war, hat er erbrochen – dann musste er das Erbrochene wieder essen. Die Folge ist: Man traut sich nicht mehr zu essen.

Im Heim in Hamburg-Harburg versteckten wir drei Kinder uns oft im Geräteschuppen, hinter dem Haus. Dort blieben wir stundenlang, weil wir Angst vor den Schwestern hatten. Einmal versuchten wir drei Geschwister zu flüchten. Ich nahm die beiden an der Hand, wir wollten raus aus dem Heim. Wir wollten abhauen, denn in der Nähe wohnte Verwandtschaft von uns. Und ich wusste, wo. Doch die Heimschwester hat uns gesehen und wieder zurück geholt. Die Flucht ist uns nie gelungen. Die Schwestern haben aufgepasst. Das war in Hamburg-Harburg, wo ich mit meinem Bruder und meiner Schwester, ... (schweigt)

Abb. 4:
Die Mutter
Elvira Rosenbach
im Alter
Foto: Privat

Es fällt Ihnen schwer, es zu erzählen?

Ja, schwer. Denn dann kommen die Erinnerungen. Man hat auch vieles verdrängt. Meine Schwester hat viel geweint. Sie hat Heimweh gehabt. Sie war noch sehr klein. Vor allem durch das Kopfwaschen, Haare waschen. Sie wurde immer ins Waschbecken gedrückt. Denn sie hatte Angst vor dem Wasser. Sie will sich noch heute nicht den Kopf waschen lassen. Weil sie nicht wollte, wurde sie runter gedrückt – mit Gewalt! Mit Gewalt! Ich klopfte wie wild an die Scheibe und weinte selbst, denn ich konnte sehen, wie die Heimschwester sie runter drückte. Schließlich bin ich hingelaufen und konnte durchsetzen, dass ab da ich meine Schwester gewaschen habe.

Einmal wollte ich zu meinem Bruder gehen, doch sie wollten mich nicht aus dem Mädchensaal raus lassen und die Heimschwester hat mich festgehalten, gepackt und dann zurück geschubst. Ich fiel gegen die Türkante und habe noch heute die Narbe im Gesicht [an der Unterlippe].

Mein ältester Bruder Rigo bekam in diesem Heim einmal einen solchen Klatsch gegen das Ohr, dass ihm das Trommelfell zerplatzte. Doch im Heim haben sie ihn nicht behandelt. Als er später zum Arzt ging, stellte der fest, dass das Trommelfell schon zerfressen, das Ohr voller Eiter war. Der Eiter hatte sich im Kopf verbreitet. Als er 14 Jahre alt war, wurde er operiert und ihm ein Plastik -Trommelfell eingesetzt. Nach vielen Jahren, als er schon verheiratet war, bekam er Anfälle und erkannte seine Familie nicht mehr. Dies waren die Spätfolgen von dem Schlag aufs Ohr. Flackerlicht kann er bis heute nicht ertragen, dann wird er ohnmächtig. Er darf auch kein Wasser ins Ohr bekommen. Schwimmen gehen oder so, das geht alles nicht.

Wie war die Schlafsituation im Heim?

Ilonka H.: Die Mädchen und Jungen waren getrennt. Beim ersten Heimaufenthalt schlief ich allein, ohne meine Geschwister, im Mädchenschlafsaal, meine Brüder im Jungenschlafsaal. Im Heim in Harburg war dann meine kleine Schwester dabei, sie war ja noch klein. Sie ist mit Weinen eingeschlafen. Also habe ich mit ihr geweint. Das war doch automatisch. Wenn sie geweint hat, habe ich auch geweint.

Angelika L.: Wir haben überhaupt viel geweint. Und heute weinen wir auch noch viel. Mein Bruder konnte nur mit Weinen und mit einem Klaps einschlafen. Das hat er wahrscheinlich auch [von den Erziehungsmethoden] im Heim. „Er braucht seinen Klaps", hieß es, weil er den wahrscheinlich in dem Heim immer bekommen hat. Wir wissen das nicht so genau. Mein Bruder war so klein, damals. Wenn er nicht einschlafen konnte, hat meine Mutter ihm einen Klaps gegeben – und dann ist er eingeschlafen; es war wie eine automatische Reaktion. Meine Mutter hat uns nicht geschlagen. Aber wenn sie meinen Bruder zum Schlafen legte, und er weinte, dann hat sie ihm seinen Klaps gegeben, und er schlief ein. Und sie wusste nie warum. Das wissen wir heute noch nicht. Man kann es nur erahnen.

Abb. 5: Auf dem Wohnwagenplatz in Hildesheim, ca. 1968. Ilonka H. mit ihrer kleineren Schwester Angelika und Bruder Willi. Foto: Privat

Was war bei Ihnen daheim anders als im Heim?

Zuhause in Windsbergen, wo wir ab 1956 ein Häuschen hatten, war ein großer Garten mit 24 Obstbäumen. Dort konnten wir spielen, es gab dort viele Sandberge. Wir haben es zuhause gut gehabt. In Windsbergen lebten viele im Wohnwagen. Wir wohnten oben, wo die Häuser standen. Unterhalb, in den Wohnwagen, lebten unsere Verwandten und andere, auch Deutsche, die nach dem Lager noch keine Wohnung hatten. Es ging dort international zu. Das habe ich in guter Erinnerung. Es war gut zuhause. Meine Eltern waren lieb. Sie waren gut, sie waren in Ordnung. Meine Mutter war lieb. Wir haben uns immer gefreut, wenn wir zuhause waren. Unsere Mutter hat alles, was sie nur konnte, für uns gemacht.

Hatten sie Spielzeug?

Ilonka H.: Nicht viel. Da waren meine Eltern noch zu arm. Aber wir brauchten kein Spielzeug. Wir waren draußen frei. Wir hatten keine Handys. Wir haben Fußball gespielt, Springseil gespielt.

Angelika L.: Zu Weihnachten bekamen wir eine kleine Puppe. Gummistiefel, Trainingsanzug. Wir waren viele Kinder und wir Mädchen bekamen die Rotkäppchen-Puppe. Sie hatte Zöpfe, schwarzes Haar.
Zuhause haben wir nie gehungert. Wir waren zwar arm, aber es war immer zu essen da. Jeden Sonntag hat meine Mutter gebacken: Zwei große Kuchen in der Backform. Puddings hat sie uns gekocht. Da hat sie alles getan, was ... Dann hatten wir auch eine liebe alte Nachbarin, die der Mama viel, viel geholfen hat. Es war ein deutsches Ehepaar. Sie haben meiner Mutter viel geholfen, auch beim Essen-Beschaffen haben sie ausgeholfen.

Abb. 6: Die älteren Brüder Rolfi (li) und Rigo (re) Rosenbach. Rolfi musste im Hamburger Heim seinen Teller leeressen. Wenn er erbrach, weil er satt war, wurde er dazu gezwungen, das Erbrochene aufzuessen. Rigo bekam von einer Heimschwester eine Ohrfeige, so dass ihm das Trommelfell platzte. Foto: Privat

Ilonka H.: Wir waren immer für vier Wochen, sechs Wochen im Heim, eben bis unsere Mutter von den Krankenhausaufenthalten wieder heimkam. Einmal sollte meine Patentante bei uns bleiben, aber sie steckte sich an, bekam Keuchhusten. Also kamen wir doch wieder ins Heim. Meine Mutter ist immer ungerne weggegangen. Später holte uns Kinder die Verwandtschaft in Hildesheim, wenn unsere Mutter wieder weg musste. Die Heimaufenthalte waren ja gar nicht so lange, aber die Nachwirkungen, sie dauern bis heute.

Wie war es für Sie als Kind zu wissen, ich muss wieder dorthin ins Heim?

Wir haben das gar nicht mitbekommen. Das ging so plötzlich, dass wir wieder im Heim waren. Da kann ich mich gar nicht daran erinnern. Es wurde nicht angesagt. Auf einmal waren wir wieder im Heim. Ich weiß gar nicht, wie das vor sich ging. Ich überlege manchmal, wer hat uns dorthin gebracht? Wie kam ich dorthin? Wie war die Aufnahme? Ich kann mich nicht daran erinnern. Wahrscheinlich musste das immer schnell gehen, denn wenn meine Mutter krank war, hat sie das so lange hinaus gezögert, bis gar nichts mehr ging. Meine Mutter war eine ganz starke Frau. Sie hat immer gewartet, bis gar nichts mehr ging.

Ihr war es auch peinlich, darüber zu sprechen, dass wir im Heim waren. Darüber hat sie erst viel später, und erst, wenn wir davon angefangen haben, gesprochen. Wir haben es ihr nicht erzählt, was uns da drin geschehen ist. Das haben wir ihr nicht erzählt, weil wir wussten, sie ist krank und sie ist gebrechlich. Es war uns eingeprägt: Wenn ihr aus dem Heim rauskommt, ihr dürft der Mama nichts erzählen. Denn meine Mutter hätte uns nie mehr ins Heim gehen lassen, wenn sie gewusst hätte, was uns dort geschehen ist. Ich glaube, dann wäre sie lieber gestorben. Wir haben immer Angst gehabt, um die Mutter.

Die Heimaufenthalte haben mich als Kind belastet. Ich war nie ein junges, unbeschwertes Mädchen; wie die anderen, war ich nicht. Ich war immer zurückhaltend, immer ernst, schüchtern, zurückgezogen. Die anderen waren alle locker drauf hier. Ich nicht.

Als ich 13 Jahre alt war, das war nach den Heimaufenthalten, bekam ich Schmerzen am Knie. Meine Mutter meinte damals, sie kämen von dem alten Haus, in dem es feucht war. Aber es wurde nicht besser, die Schmerzen erfassten in Schüben den ganzen Körper. Heute weiß ich, es sind Nervenschmerzen. Die genaue Diagnose erfuhr ich erst vor 24 Jahren: Fibromyalgie. Diese Krankheit ist nicht heilbar, sie kommt in Schüben, dauert manchmal Tage, manchmal Wochen lang. Ich nehme heute schwere Schmerzmittel, sonst hielte ich die Schmerzen nicht aus.

Sie waren die älteste Tochter. Hatten Sie auch Verantwortung für die jüngeren Geschwister?

Ilonka H.: Na klar. Als ich älter war, ich ging ich ja nicht zur Schule und war zu Hause, habe ich viel gearbeitet. Auch wenn meine Mutter nicht da war, habe ich meine Geschwister versorgt.

Wie sehen Sie das heute?

Ilonka H.: Ich hab es auf eine Art gern getan. Meine Geschwister waren da. Ich habe gar nicht darüber nachgedacht. Das war so gang und gäbe, so selbstverständlich.

Besuchten Sie im Heim auch eine Schule?

Ilonka H.: Einmal war ich in der Schule, damals war ich elf.
Angelika L.: Als du dann Schläge gekriegt hast, als sie dich damals zusammengeschlagen haben, da hat dich die Mama nicht mehr in die Schule geschickt.

Ilonka H.: Das lag an meiner Mutter, dass wir nicht zur Schule gehen durften. Denn meine Mutter ist von der Schule, aus dem Bus herausgerissen worden, ins Lager rein gekommen. Und sie hatte Angst. Und so kam es auch: Ich bin in die Schule gegangen, ein Junge hat mich gehauen. Das ist mir mehrmals passiert.

Was war der Anlass?

Angelika L.: Gar nichts. „ Zigeuner. Zigeuner!", hieß es einfach. Wir hatten auch nicht viele Freunde dort, wo wir wohnten. Wir hatten nur ein paar, eben weil wir „Zigeuner" waren. Ich kann mich erinnern, ich hatte als Kind zwei gute Freundinnen. Eine war dem Bürgermeister seine Tochter. Die andere, sie durfte nicht mit mir [spielen]. Ihre Eltern haben sie immer weggerufen.

Sie selbst durften nie in die Schule gehen. Wie sehen Sie das rückblickend?

Ilonka H.: Schwer. Wenn ich jetzt irgendwo hingehe, und muss etwas ausfüllen, das ist peinlich. Wenn ich beim Arzt bin, muss man heute Zettel ausfüllen. Ohne meinen Mann gehe ich nicht hin. Es ist einfach peinlich, wenn ich das nicht kann. Ich bin auf der Bank gewesen, das ist schon viele Jahre her, sollte einen Kontoauszug unterschreiben, da stand ich dann da. Ja, was mach ich? Und neben mir stand ein Mann. Der muss das gemerkt haben, dass ich das nicht kann. „Soll ich Ihnen helfen?", fragt er. Da war ich so dankbar dafür, dass ich nicht sagen musste: Ich kann nicht lesen und schreiben. Er kam von alleine drauf.

Sie haben ja ihr Leben trotzdem hinbekommen, da habe ich große Hochachtung davor.

Ilonka H.: Ja, früher habe ich mich geschämt als junges Mädchen, das zu sagen. Das habe ich immer vermieden. Heute sage ich es ganz offen: Ich kann nicht lesen und nicht schreiben.

Wie war es, wenn Ihre Mutter „zusammengeklappt" ist?

Ilonka H.: Sie hat Schmerzen gehabt und ist zusammengebrochen, wurde ohnmächtig. Sie ist auf den Boden gefallen, dort gelegen. Oder man hat es ihr angesehen, jetzt dauert es nicht mehr lange ... Geweint oder gejammert hat unsere Mutter nie. Sie hat viel von uns ferngehalten. Sie hat viel, viel von uns ferngehalten. In der Kindheit, als wir verheiratet waren, immer. Sie hatte kein schönes Leben.

Angelika L.: Sie [die Sinti ihrer Generation] hatten früh ihre Eltern verloren, sie hatten niemanden, an den sie sich klammern konnten. Die Männer waren auf einer Seite hart – durch die Erlebnisse in den Lagern. Sie haben einfach zu viel mitgemacht. Sie hatten kein Mitgefühl mehr. Weil sie zu viel erlebt hatten und ihre eigenen Eltern selber begraben mussten. Meinen Vater haben sie draußen hingestellt, im Winter, nackt. Und dann – hat ihn einer ausgepeitscht.

Ilonka H.: Er stand vor der Gaskammer, dann kam dieser Doktor Mengele (sie betont den Namen), der hat an Zwillingen studiert, so ist mein Vater von der Gaskammer ferngeblieben, denn mein Vater war ein Zwillingskind. Er und seine Schwester.

Wenn sie Besuch hatten, und wenn sie gedacht haben, die Kinder sind draußen und spielen, dann haben sie davon gesprochen. Vor uns Kindern wollten sie nicht, erst dann, als wir älter waren. Und dann auch nicht so richtig, immer nur, wenn jemand zu Besuch war, haben sie abends vom Lager gesprochen.

Ist es leichter im Alter darüber zu sprechen?

Kurz bevor unsere Mutter gestorben ist, kam ein Arzt; er sah ihre KZ-Nummer und sagte, er wollte über sie schreiben. Aber bevor es dazu kam, ist sie gestorben.

Hätte sie das gewollt?

Angelika L.: Na klar! Hier [im Beitrag siehe Fußnote] hat sie es ja auch erzählt – doch uns Kinder wollte sie damit nicht belasten!

Ilonca H.: Sie hat es gemacht für andere Menschen, damit andere Menschen es lesen können. Auch für die Enkelkinder. Sie hat ihnen das Buch gegeben. „Wenn mal was in der Schule ist, dann zeig ihnen das Buch", sagte sie.

„ICH FRAGTE MEINE MUTTER, OB SIE ROMANES SPRICHT. SIE IST ZIEMLICH ERSCHROCKEN. UND DA VERSTAND ICH, DASS SIE DAS ALLES VON MIR WEGGEHALTEN HAT.“

Interview mit Alexander Diepold am 27.1.2017 und am 30.8.2018

Redaktion Maria Anna Willer
Europäische Ethnologin M.A.

Alexander Diepold *ist 1962 in Augsburg geboren und kam drei Monate nach seiner Geburt, aufgrund des Fürsorgegesetzes, ins Kinderheim nach Immenstadt, denn seine Mutter war minderjährig und hatte im 8. Monat der Schwangerschaft einen Selbstmordversuch verübt. Er wuchs in verschiedenen Heimen auf: Die ersten siebeneinhalb Jahre verbrachte er zunächst im Säuglingsheim Marianum, dann im Katholischen Waisenhaus in Immenstadt, bis er um 1972 ins Katholische Waisenhaus Augsburg (heute St. Gregor Kinder-, Jugend- und Familienhilfe gGmbH) wechselte, wo er bis Ende 1975 lebte. Unterbrochen wurde seine Kinderzeit in Heimen von einem rund zweijährigen Aufenthalt bei seiner Mutter und von einem etwa einjährigen Krankenhausaufenthalt in der Lungenheilanstalt Geisach b. Bad Tölz wegen einer Tuberkuloseerkrankung. Als die Ordensfrauen der „Armen Schulschwestern“ sich aus dem Augsburger Heimbetrieb zurückzogen, kam er 1975 ins Janusz-Korczak-Haus und 1977 in die heilpädagogische Einrichtung „Schloss Unterwittelsbach“. Im Alter von erst 18 Jahren gründet er mithilfe des damaligen Heimleiters eine „familienanaloge Gruppe“ nach eigenen Vorstellungen, bildet sich parallel zum Heimleiter und Sozialpädagogen weiter und gründet 1987 die „Madhouse“ gemeinnützige GmbH, heute mit Sitz in München und mit dem Schwerpunkt Familien-, Ehe und Erziehungsberatung sowie Hilfe für Angehörige der Sinti und Roma. Erst nachdem er 1996 als Heimleiter, in Kontakt mit Sintifamilien stehend, erfährt, dass er selbst zur Minderheit gehört, richtet er den Schwerpunkt seiner sozialpädagogischen Arbeit auf die Beratung und Belange für Angehörige der Minderheit aus.*

Das erste Zeitzeugengespräch gibt er am Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau, am 27.Januar 2017, auf der Busfahrt von Krakau zur heutigen Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. Im zweiten Zeitzeugengespräch, das rund eineinhalb Jahre später in München stattfindet, gibt er detailliert Einblick in den Heimalltag und die Missstände, denen er als Kind ausgesetzt war und die ihn tief prägten. Als Kind entwickelte er rasch eigene Vorstellungen und es regte sich in ihm Widerstand gegen die autoritären und nach seinem Empfinden ungerechten Strukturen, wofür ihm im Laufe seiner „Heimkarriere" der Stempel der „Schwererziehbarkeit" aufgeprägt wurde. Trotz oder gerade wegen seiner vielen entwürdigenden Erfahrungen, entwickelte er als Heimleiter neue Heimformen, baute er in rund 23jähriger Sozialarbeit die Beratungs- und Anlaufstelle für Angehörige der Sinti und Roma auf, die heute rund 30 Mitarbeiter umfasst, und er betreibt aktive Menschenrechtspolitik für die Minderheit.

Alexander Diepold im Interview am 27.1.2017

Ich weiß erst seit etwa fünf Monaten, dass mein Vater ebenfalls im Konzentrationslager Auschwitz war. Es macht mir ein beklemmendes Gefühl, an diesen Ort zu fahren und zu wissen, dein Vater ist hier drin gewesen. Es ist eine riesige Grabstätte, in der viele Menschen ums Leben gekommen sind. Hier reicht ein Einziger, um das Betroffenheitsgefühl zu empfinden, vor allem wenn man selbst als Angehöriger der Minderheit da drin jemanden beinahe verloren hätte. Mein Vater hat überlebt. Es gibt aber auch Verwandte, die dort ums Leben kamen.

Hat er jemals davon erzählt?

Ich habe meinen Vater nie kennen lernen dürfen. Er ist laut den Angaben meiner Mutter in den 70er Jahren bereits verstorben. Und ich war von Geburt an im Heim, bin meiner Mutter damals weggenommen worden. Ich hatte nie die Gelegenheit, meinen Vater kennen zu lernen.

Wie hast du davon erfahren, dass dein Vater in Auschwitz-Birkenau inhaftiert war?

Ich war etwa vom 7. bis zu meinem 9. Lebensjahr bei meiner Mutter zu Hause. Damals wusste ich nicht, dass ich Angehöriger der Minderheit der Sinti bin. Meine Mutter hat sich vom Familienverband vollständig rausgelöst und war wieder neu liiert mit einem deutschen Mann, der allerdings nicht mein Vater ist. Erst viel später, jetzt erst, vor vier Monaten, hab ich den Namen von meinem Vater erfahren, und dass er selbst im Konzentrationslager war.

Hast du selbst nachgeforscht? Oder wie kamst du darauf?

Als ich zu Hause bei meiner Familie lebte, war ich das einzige Kind, das dunkle Haare, dunkle Augen, dunklere Haut hatte. Wir waren sehr viele Kinder, zwölf an der Zahl. Dies wäre an sich schon ein Hinweis gewesen, denn Sinti-Familien sind oft kinderreich. Trotzdem wäre ich nicht darauf gekommen, dass ich Sinto bin. Obwohl ich in den zwei Jahren bei meiner Familie in Augsburg unter anderem auch im Fischerholz lebte, wo viele Reisende, Komödianten, auch Sinti gelebt haben, begriff ich es nicht. Nur - als Kind war es mir egal, mit wem ich gespielt habe. Also habe ich auch nie nachgefragt. Wir lebten damals in einer Baracke, ohne sanitäre Anlagen, die waren außerhalb. Und nur ein Kanonenofen stand in einem Zimmer. Meine Mutter war da öfter auf der Flucht vor dem Mann, den sie hatte, und so ... . Es sind einzelne Mosaiksteine, die sich erst im Laufe des Lebens zusammenfügen sollten.

Ich habe mit etwa 22 Jahren begonnen, meinen Vater zu suchen. Meine Mutter hat mir immer verschwiegen, wer er war. Sie sagte mir dann, er wäre ein Italiener, der in Sardinien wohnen und leben würde, und hat mir Namen genannt. Ich bin mit italienischen Freunden über die italienische Botschaft nach Sardinien, hab' nach ihm gesucht – das Ergebnis war: Den Mann gab es nicht. Erst 1995, als ich als Sozialarbeiter direkt mit Sinti-Familien arbeitete, kam von den Familien die Aussage, ich wäre einer von ihnen. Das habe ich natürlich überhaupt nicht geglaubt. Ich war ja immer mit Menschen zusammen, die Ausgrenzung erfuhren und die am Rand der Gesellschaft standen. Von daher war es für mich das Normalste der Welt. Ich habe mich nicht als – in Anführungszeichen – „Zigeunerkind" gesehen. Erst als eine ältere, so eine urige, vom äußeren Erscheinungsbild her sofort erkennbare, „Zigeunerin" mich ansprach, begann ich,

in diese Richtung zu forschen. Sie sagte zu mir: „Hör mal, unsere Leute haben alle Namen für ihre Kinder, für ihre Mütter". Als ich ihr sagte, dass meine Mutter die „Loli" war, erfuhr ich von ihr, dass der Name aus dem Romanes kommt und „die Rote" heißt. Erst dann fragte ich meine Mutter, ob sie Romanes spricht. Sie ist ziemlich erschrocken und fragte, wer mir das mitgeteilt hat. Und da verstand ich, dass sie das alles von mir weggehalten hatte.

Was bedeutet es für dich, dass du nun deine Identität, deine Herkunft, deine Zugehörigkeit zur Minderheit der Sinti kennst. Verändert es dein Leben?

Das hat natürlich etwas in mir ausgelöst. Dadurch, dass ich selbst 17 Jahre lang im Heim war, erst einmal die Präfekten-Laufbahn, dann die sozialpädagogische Laufbahn eingeschlagen habe, war meine ganze Einstellung und Haltung darauf konzentriert, ein Kinderheim zu errichten und aufzubauen, das sich von damaligen Erziehungseinrichtungen unterscheidet, und das meinen Vorstellungen entspricht. Ich habe vom Heim her alles, Gutes wie Schlechtes, erlebt, was die Erziehungsmethoden angeht. Ich konnte mir ein Bild machen. Mit 18 Jahren arbeitete ich in einer Einrichtung bereits als Präfekt; hab dort drinnen die Nachtdienste übernommen und mit 23 Jahren war ich Deutschlands jüngster Heimleiter. Es ist mir über die Beziehung zu den Kindern gelungen, diesen 100%ig zu ihrem Erfolg zu verhelfen. Aufgrund dieser pädagogischen Erfolge erhielt ich die Anerkennung zur Fachkraft als Heimerzieher von der Regierung von Schwaben verliehen, ohne eine pädagogische Ausbildung durchlaufen zu haben. Das ist eine Titel, der unter 10 000 nur einmal verliehen wird. Nebenbei machte ich die Mittlere Reife, dann das Abitur nach, später habe ich noch studiert. Ich galt als Ausnahmetalent im Studium, genauso wie bei den weiterführenden Schulen, sie nahmen mich als Ausnahmetalent auf. Das war eine steile Karriere. Mein ganzes Leben war auf die Verbesserung der Heimerziehung ausgerichtet, um für Kinder da zu sein, die ähnlich wie ich, nicht zu Hause leben konnten, oder die eben niemand haben wollte.

Durch die Arbeit mit Sinti und Roma entstand mein neues Berufsfeld. Als mir klar wurde, ich bin selbst Angehöriger der Minderheit, musste ich erst einmal überlegen: Will ich mich outen? Will ich das öffentlich machen? Denn ich erlebte die Diskriminierung der Minderheit oft mit, zum Beispiel wenn man auf Ämter gehen musste, um jemanden zu begleiten. Und ich wusste nicht, was passieren würde, wenn ich mich oute. Würde man mich überhaupt noch in meiner Profession anerkennen? Es hat mich lange Zeit gekostet, sicherlich eineinhalb Jahre, um zu überlegen: Bekenne ich mich zur Minderheit oder nicht.

Das Drängen der Sinti-Familien, mich doch unbedingt zu outen, um endlich jemanden zum Schutz vorn hin stellen zu können, jemand, der sich verbal durchsetzen kann, der die Ausbildung dazu hat, hat mich letztlich dazu gebracht, mich tatsächlich öffentlich zur Minderheit zu bekennen. Aber: Mein Anliegen war allerdings nicht, nur soziale Probleme zu bearbeiten und den Fokus allein darauf zu richten, sondern ganzheitlich, das ganze Leben und die Kultur, die die Sinti erst ausmachen, in die Öffentlichkeit zu bringen. Das heißt Transparenz, Öffentlichkeitsarbeit, den kulturellen Wert, die Bereicherung unserer Gesellschaft durch Sinti und Roma in den Vordergrund zu stellen. Mein Ziel ist Empowerment für Menschen, die mehr oder weniger in geduckter Stellung leben müssen, weil sie ansonsten allein aufgrund ihrer Abstammung diskriminiert werden können. Es war ein vollkommen neues Aufgabenfeld, das allerdings Parallelen hat zu Diskriminierungsformen, die ich als Kind in Heimen erfahren habe.

Wie waren die Reaktionen, als du dich geoutet hast – bei deinen Kollegen, deinen Arbeitgebern?

Na ja, meine Arbeitskollegen haben gesagt: „Das haben wir schon immer vermutet, dass das so ist." Da war nichts Belastendes. Wobei ich immer mit einer gewissen Skepsis dagestanden bin – als Sozialarbeiter wird man immer Wunschantworten bekommen, die auf keinen Fall diskriminierend sind, und es müssen nicht immer ehrliche Antworten sein. Diese Haltung hatte ich immer, zu glauben, dass man mir lieber etwas freundlich ins Gesicht sagt, als das, was man tatsächlich denkt. Im Laufe der Jahre sind meine Bedenken geschwunden und ich bin überzeugt, dass meine Mitarbeiter und Kollegen eine echte Solidaritätsgemeinschaft mit mir bilden, dass es eine große und verständnisvolle Empathie gibt, sich in die Gesamtheit von Problemen und Benachteiligungen hineinzudenken, dass es gemeinsame Forderungen gibt, gemeinsame Wünsche, einen Ungleichbehandlungszustand zu verändern, eine Achtung auf Augenhöhe herzustellen, gegenseitigen Respekt und schließlich den Dialog zu fördern. Hier ist die Zusammenarbeit mit meinen deutschen Kolleginnen und Kollegen oder auch mit Kollegen, die Migrationshintergrund haben, hervorragend. Dieser Bereich macht mir sehr viel Freude. Das andere ist natürlich, wie sieht es aus bei den Behörden, wie sieht es in der Justiz aus? Dort, wo Stereotypen und Vorurteile nach wie vor Gewohnheit sind, bedarf es eines sehr hohen Aufwands an Aufklärungsarbeit und Widerstandsfähigkeit, um

sich dagegen zu wehren. Offene und versteckte Diskriminierung offen zu legen, bedeutet, Menschen zu sensibilisieren, die noch nie etwas mit Sinti und Roma zu tun hatten, aber geprägt sind von einem gewissen Bild, das der Begriff „Zigeuner" automatisch assoziiert. Es ist die Vorstellung von einem Menschen, der arbeitsscheu ist, oder stiehlt, es ist das kriminelle, das typisch kriminelle Bild, das bereits im Nationalsozialismus manifestiert wurde, das sogar im Duden festgeschrieben stand, ebenso wie im Brockhaus. Mit diesen tief wurzelnden Stereotypen muss ich kämpfen.

Kannst du ein Beispiel nennen, wo du selbst als Sinto Benachteiligung erfahren hast?

Ich hatte mehrmals die Situation mit Sozialpädagogen, in Sozialbürgerhäusern, dass sie mir die Profession buchstäblich aberkannt haben. „Es ist ja klar, Herr Diepold, Sie sind einer von denen, Sie können ja gar nicht anders, Sie müssen ja so sprechen, denn sonst würden Sie ja die Leute verraten", sagten sie zum Beispiel und merkten nicht, dass sie mir mit dieser Argumentation meine Profession absprachen. Das war für mich eine sehr heftige Situation, da ich mich als jemanden sehe, der neutral ist, der dadurch, dass er den kulturellen Hintergrund mitbringt, sich als Schlüssel für den Dialog geradezu anbietet. Ich kann durch meine Zugehörigkeit zur Minderheit Familien, die ebenfalls sehr, sehr misstrauisch eingestellt sind, etwa gegenüber Behörden, öffnen, kann etwas bewegen. Der Großteil der Sozialpädagogen in München, mit denen ich zusammengearbeitet habe, hat Gott sei Dank auch diese Haltung, aber es gibt auch die anderen. Vorurteile sind oft nicht auf den ersten Blick ersichtlich, sondern äußern sich in versteckten Formen, die jedoch genauso diskriminierend sein können.

Vielleicht ein kurzes Beispiel: Ich hatte einen Vortrag vor Psychologen, wohlgemerkt alles Akademiker, zu halten. Dort wurde mir die Frage gestellt, ob es so etwas wie ein Diebstahls-Gen gibt, weil sich doch Sinti oder „Zigeuner" am Eigentum anderer vergreifen und das so selbstverständlich abläuft, dass es irgendwie verinnerlicht ist, als ob es angeboren wäre und es dazu eine genetische Veranlagung gäbe. Allein diese Einstellung ist bereits ein Rückgriff auf die Haltung der Nationalsozialisten, die damals ja aufgrund von morphologischen Eigenschaften Gutachten erstellt haben, die dann den „Zigeuner" in einer bestimmten Kategorie haben enden lassen, und aufgrund dieser Kategorisierung „die Zigeuner" dann umgebracht wurden. Ich hab' dann darauf reagiert, indem ich fragte, ob es denn ein Perfektions-Gen bei den Deutschen gibt, die absolut auf die Sekunde genau Menschen umbringen konnten, ohne mit der Wimper zu zucken, und das im großen Stil. Ferner, ob es auch ein Tötungs-Gen gibt, das speziell bei den Deutschen vorkommt, und natürlich war der Sarkasmus, den ich hier widergespiegelt habe, spürbar. Mir ging es nur darum, diese Aussage ad absurdum zu führen. Natürlich hat meine Gegenfrage erst einmal Betroffenheit ausgelöst, und natürlich war der Sarkasmus, den ich hier widergespiegelt habe, spürbar. Doch die meisten hatten damit verstanden, was ich sagen wollte. Selbstverständlich gibt es kein Gen, das zu Diebstahl anregt. Es hat mit anderen Dingen zu tun – zum Beispiel mit Lebensstrategien. Läge es tatsächlich an den Genen, so könnte es nicht mehr verändert werden, weil eine genetische Veranlagung wie eine Behinderung ist und der Mensch wäre nicht mehr verantwortlich für sein Tun. Jeder ist aber verantwortlich für sein Tun, ebenso auch Sinti und Roma. Und wenn jemand Straftaten begeht, ist er dafür auch zur Verantwortung zu ziehen, das ist meine Haltung dazu. Sonst würden ja unsere demokratischen Grundprinzipien verletzt werden. Wogegen ich mich wehre ist, wenn es eine Ungleichbehandlung in der Justiz gibt. Wenn man sagt, „na ja, das ist ein Zigeuner, der ist unverbesserlich. Das ist ein notorischer Übeltäter, und deshalb muss man ihn mit der vollen Härte, die das Gesetz zulässt, bestrafen, dass man ihn am besten nicht rauslässt." Oder wenn man Aussagen trifft wie: „Wenn man dem Vollzugslockerung geben würde, würde er in seinen Familienverband zurückkehren und es wäre klar, dass er zum Wiederholungstäter werden würde." Das sind Diskriminierungsformen, denen ich begegnet bin und gegen die ich mich natürlich wehre, weil sie den Menschen von vornherein zu einem Menschen zweiter oder dritter Klasse abstempeln. Und das sind wir nicht.

Du erzähltest, dass der Film „Auf Wiedersehen im Himmel" große Ängste bei dir ausgelöst hat. Denn wärst du früher geboren, zur Zeit des Nationalsozialismus, hättest du als Heimkind mit Sinti-Herkunft ermordet werden können.

Als ich im Waisenhaus in Immenstadt war, erlebte ich Schwestern, die äußerst streng waren. Diese Schwestern hatten die Kleidung der Klosterfrau; sie trugen auch weiße Schleier, als wären sie von Gott gesandte Engel. Und - sie durften auch alles. Sie durften wirklich alles! Sie durften körperlich züchtigen, Kollektivstrafen austeilen, Sanktionsmaßnahmen treffen, die vollkommen menschenunwürdig waren.

1) Michail Krausnick: Auf Wiedersehen im Himmel. Die Geschichte der Angela Reinhardt. 2. Auflage. Arena-Verlag, Würzburg 2009.

Zum Beispiel?
Ich war ein sehr aktives Kind, lebendig, wohl sicherlich auch laut. Und wir mussten einen Mittagsschlaf halten. Nun war ich halt ein Kind, das eigentlich keinen Mittagsschlaf mehr gebraucht hätte. Aber der Mittagsschlaf galt ja für alle Kinder. Also – wenn ich angefangen habe zu reden, oder irgendetwas anderes gemacht habe, bekam ich ein Pflaster auf den Mund geklebt. Im Waisenhaus gab es Kommoden, große Schubladen-Kommoden. Und ich wurde in eine dieser Schubladen gesteckt, und die Schublade wurde zugemacht. Ich fand mich öfters in der Situation, dass ich glaubte zu ersticken. Nur bei ganz leichter Atmung, mit dieser Zwerchfellatmung, habe ich überlebt. Und diese kann ich bis heute, ich kann bis heute diese Leichtatmung. Aber: Ich habe seitdem nie, nie mehr durchgeschlafen. Dies ist nur ein Beispiel für die Strafsanktionen der Schwestern, die das ja im „guten" Willen, in „bester" Absicht getan haben. Und es hat kein Mensch danach gefragt. Aber das war nur ein Beispiel. All dies war mit „Gott" verbunden, denn wir waren ja jeden Tag in der Kirche. Die Heimleitung und die Schwestern waren sehr streng gläubig, im Sinne der Kirche.

Eine Ordensschwester im Speisesaal des Heims in Immenstadt bei der Vorbereitung der Mahlzeit
Foto: Privat

Später lebte ich bei meiner Mutter, dann erneut in einem Heim, wieder war es ein katholisches Waisenhaus. Dort gab es eine Schwester, die bereits 1917 geboren worden war, und die in diesem Jahr hundert Jahre alt geworden wäre. Sie hat natürlich die Euthanasiemaßnahmen der Nationalsozialisten miterlebt. Sie wusste, Heimkinder waren im Nationalsozialismus besonders gefährdet, weil sie Heimkinder und damit ungeschützt waren. Diese Schwester hat ihre ganze Liebe für die Kinder gegeben, wie wenn sie in der Liebe aufgehen würde. Und jetzt erst, vor einem Jahr, als sie gestorben war, wurde mir klar, dass dadurch, dass sie selbst Euthanasie erleben musste, also mitbekam, dass Kinder getötet wurden, einfach nur deshalb, weil sie Heimkinder waren, sie es als ihre Berufung, ihren Auftrag empfand, für Kinder da zu sein und sich ganz und gar für die Kinder aufzuopfern. Das ist die andere Seite, die ich gleichfalls kennenlernen durfte. Ich wollte mich niemals mit Geschichte auseinandersetzen. Ich wusste, auch Heimkinder sind getötet worden, das wusste ich. Ich weiß nicht mehr woher, aber wusste es bereits als Kind.

Jetzt bin ich in den 90er Jahren in einen neuen Diskriminierungsbereich eingestiegen und stellte dabei fest, es gibt da einen riesengroßen geschichtlichen Hintergrund. Die Verfolgung von Sinti und Roma gab es nicht nur im Nationalsozialismus, doch hat sie im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt erreicht, weil man da an die Endlösung gedacht hat, wie bei den Juden. Die Nationalsozialisten wollten die Vernichtung ALLER Menschen [unserer Minderheit], nicht nur die Sterilisation und so weiter. Und ich musste mich, weil ich Zeitzeugen [bei Schulbesuchen] begleitet habe, doch mit Geschichte auseinandersetzen. Das war für mich hart. Ich habe vielen Zeitzeugen zugehört, insbesondere natürlich Hugo Höllenreiner, aber ebenso Broszinski, oder Lehmann. Auch von Kaufmann [hörte ich die Verfolgungsgeschichte]. Und es hat mich immer von Neuem innerlich erstarren lassen. Diese Menschen mussten etwas erleben, sie haben es erlebt. Wäre ich damals auf die Welt gekommen, ich wäre ungeschützt gewesen. Und ich hätte eine fatale Doppelrolle innegehabt – nämlich die als Heimkind und die als „Zigeunerkind". Also, das wäre mein sicherer Tod gewesen, davon gehe ich ganz stark aus.

Ich war in einer Einrichtung, die Janusz Korczak-Haus hieß. Janusz Korczak war ein jüdischer Arzt, der ein Kinderheim geleitet hat. Und auch dort wurden die Kinder in die KZ's abgeholt. Ärzte durften damals nicht in die KZ's geschickt werden, aber dieser Arzt ist mit den Kindern mit in die Konzentrationslager gegangen, um ihnen die Angst zu nehmen und um mit ihnen zu sterben. Eigentlich müsste dieser Mann heilig gesprochen werden. Er wurde mit den Kindern vergast. Das Heim, in dem ich lebte, trug den Namen dieses Arztes. Der Name sollte zeigen: Hier ist jemand, der will euch alles geben. Der will euch wirklich unterstützen. Und das habe ich dort in diesem Heim auch tatsächlich erfahren.

Nach einer Interviewpause:
Ich fragte dich soeben, wie du selbst mit diesem Schicksal zurechtkommst, holst du dir auch professionelle Hilfe, bzw.: Was sind heute deine Schwierigkeiten in deinem Leben, in deiner Arbeit, auch mit dieser Haltung, die du kennen lerntest in diesem Heim, sich selbst ganz für andere hinzugeben?

Seit drei Jahren ist es so, dass ich therapeutische Hilfe in Anspruch nehme, wobei ich mich nicht als psychisch krank oder dergleichen sehe, aber ich habe gemerkt, dass durch die Arbeit mit Sinti und Roma auch andere und neue Felder entstanden sind, die mich beschämen, oder wo ich mich selbst für andere Menschen schäme. Ich arbeite mit vielen Familien, die in sozial prekären Situationen leben. Bei vielen Familien habe ich den Eindruck, dass es möglich wäre, sie aus diesen prekären Lebenssituationen herauszuholen. Aber sie bleiben dort, sie wollen nicht wirklich raus, während sie aber diejenigen sind, die am lautesten schreien und jammern, Deutsche als Nazis bezeichnen, die NS-Geschichte immer oder gerne als Rechtfertigung bringen, um bildungsfern zu bleiben, die eigenen Kinder nicht entsprechend schulisch fördern zu lassen, und damit auch verhindern, dass sie eine Zukunftsperspektive bekommen. Wie gesagt, es handelt sich um Familien, die in prekären Lebenssituationen leben, das trifft nur auf einen bestimmten Anteil der Sinti zu. Aber ich arbeite ja im sozialen Bereich, und damit habe ich genau dem Kreis Menschen zu tun, der in besonders schwierigen Lebensverhältnissen steht. Für mich stellt es sich so dar, dass viele herkamen, die unterstützt werden wollten, auch finanziell. Und ich habe in meinem Helferdrang, oder Helferwahn, natürlich auch gern geholfen und merkte dabei, dass Kulturgesetze, Ehrenkodexe, und so weiter, zur Rechtfertigung wurden, um helfen zu müssen. Mir wurde klar: Ich muss Grenzen setzen, denn ansonsten werde ich hier aufgefressen – buchstäblich. Es geht um eine tiefe Verbundenheit, eine tiefe Verwurzelung in der Minderheit, die mich ja auch persönlich ausmacht. Das birgt eine Gefährlichkeit in sich, wenn man nicht mehr in der Lage ist, sofort klar zu sagen: Bis hierhin und nicht weiter, um sich selbst nicht in der Aufgabe zu verlieren. Ich merkte, ich bin gefährdet und habe deswegen auch psychologische Unterstützung in Anspruch genommen. Im Zuge dessen bin ich auch dabei, mein Leben, meine Biografie, aufzuarbeiten. Das heißt, zu fragen: Warum hat mir meine Mutter das alles verschwiegen? Warum sind hier so viele Menschen, die durch die Mehrheitsgesellschaft diskriminiert, benachteiligt werden? Als Heimkind ist man genauso Sündenbock wie als Sinto oder als sonstwie anders gearteter Mensch. Das hatte ich an persönlichem Leid x-Mal erfahren. Das alles hat bei mir eine innere Welle ausgelöst, diese Themen mit professioneller Hilfe anzugehen.

Du erzähltest mir einmal eine Begebenheit, als der Schulleiter alle Heimkinder in der Aula vor allen Schülern vortreten ließ und du dann geoutet warst. Kommen dir solche Beispiele jetzt vermehrt in Erinnerung?

Naja, ich könnte ein Buch damit füllen. Ich kam damals in eine neue Schule nach Aichach. Es war die siebte Einrichtung, von den Einrichtungen her, in die ich gewechselt bin. Wobei diese Einrichtung, von mir gewollt war – da wollte ich hin. Ich war ein halbes Jahr nicht zur Schule gegangen, einfach aus dem Grund, um aus der anderen Einrichtung rauszufliegen. Damals galt die Regel, dass ein Heim einen Schüler erst freigeben musste, bevor die Aufnahme in eine andere Einrichtung möglich wurde. Ich musste mich also entsprechend schlecht benehmen, um für diese Einrichtung nicht mehr als Vorzeigejunge zu gelten. Ich hatte es nach einem halben Jahr geschafft – mit Schule schwänzen und dem ganzen Zeug – so dass auch das Jugendamt Augsburg damals sagte: „Es bringt nichts mehr, ihn in dieser Einrichtung zu lassen", und die Einrichtung merkte, dass ich nicht mehr ihr Erfolgskind war und mich endlich „frei" gab.

Bei der Einschulungsfeier im Heim in Immenstadt mit den Ordensschwestern und Mitschülern
Foto: Privat

So kam ich in die neue Schule, außerhalb von Augsburg. Dort gab es einen Schuldirektor, der vielleicht schon allein aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes gerne von Schülern gehänselt wurde. Er war zwergwüchsig und dick. Diese Schule besuchte ich zusammen mit anderen Kindern der Einrichtung. Ich war dort vielleicht zwei Wochen, hatte bereits guten Kontakt zu den anderen Schülern, auch zu den Lehrern, die ich mochte und respektierte: Wie gesagt – ich war erst im zweiten Halbjahr der neunten Klasse dorthin gekommen – Hauptschule. Eines Tages ging plötzlich während des Unterrichts durch das gesamte Schulgebäude die Lautsprecherdurchsage des Schuldirektors: „Alle Heimkinder kommen jetzt in die Aula zur Besprechung." Natürlich war auch ich dazu aufgefordert. Aber bis zu diesem Zeitpunkt wusste niemand in meiner Klasse, dass ich im Heim lebte. Ich musste somit auch aufstehen. Die Schüler haben mich angeschaut, der Lehrer hat mich angeschaut. Ich war unten in der Aula, kam dann wieder zurück ins Klassenzimmer, wurde natürlich von den Schülern angesprochen: „Wir wussten ja gar nicht, dass du im Heim bist" – und so weiter. Ich wusste: Jetzt ist der Stempel da. Wenn irgendetwas ist, dann besteht jetzt die Möglichkeit, es auf die Heimkinder abzuschieben.

Dieser Direktor ging öfters auf Heimkinder los. Sie müssen sich vorstellen: Ich bin und war immer Nichtraucher. Und immer war ich einer der ersten, der von der Pause überpünktlich zurückkam und im Klassenzimmer war. Ich wollte auf keinen Fall diesen Heimleiter, der ein halbes Jahr auf mich gewartet hatte, mir den Heimplatz ermöglicht hatte, enttäuschen. Doch eines Tages war ich zum ersten Mal unter den letzten dreißig oder vierzig Schülern beim Reingehen in das Schulgebäude, zurück vom Pausehof. Da steht der Direktor vor der Tür, zieht mich unter diesen vielen Kindern heraus, und sagt: „Schon wieder der Alexander! Schon wieder ein Heimkind, das sich nicht an die Regeln hält und bei den Rauchern ist." Wie gesagt, ich war Nichtraucher. Dann zerrte er mich an der Hand oder an der Schulter in sein Büro, rief den Heimleiter an und wetterte vor meinen Augen mit etwa diesen Worten: „Immer gibt es Schwierigkeiten mit ihren Heimkindern! Jetzt macht der Alexander schon wieder Schwierigkeiten! Jetzt sorgen Sie sich endlich einmal darum, dass sich diese Heimkinder hier an der Schule ordentlich zu benehmen wissen!" Ich wusste überhaupt nicht, was ich getan hab', aber ich bekam eine enorme innere Wut. Als ich ins Klassenzimmer zurückkam, konnte ich mich sicherlich eine halbe Stunde lang nicht mehr beruhigen. Ich war sehr, sehr aufgeregt. Die Schüler, auch der Lehrer hörten mir zu. Der Lehrer sagte zu mir: „Setz dich einfach hin, versuche dich zu beruhigen." Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb einen Brief an den Direktor. Ich musste mich einfach wehren – ich musste. Ich hab da den Vergleich gezogen – es war mein erster Vergleich mit Kindern, die der Euthanasie zum Opfer gefallen waren. Ich schrieb also: „Heimkinder hat man im Nationalsozialismus umgebracht." Und weiter: Er, dieser Direktor, sei in der heutigen Zeit für mich nichts anderes als ein solcher Nazi, der wohl auch am liebsten Heimkinder umbringen würde, und daran seine Freude hätte. Sonst würde er uns doch nicht öffentlich outen, so schrieb ich ihm. Ich unterstellte ihm, dass er ein klassischer Kindsmörder sei, der sich genau die Leute aussucht, und als Menschen zweiter Klasse abstempelt, als „lebensunwertes Leben" – so hatte ich damals geschrieben. Ich wusste, was ich tat. Ich musste mich wehren. Zuerst gab ich dem Lehrer meinen Brief. Der Lehrer meinte: „Bitte gib ihm den nicht. Der Brief ist zu hart formuliert." Aber der Brief drückte alle meine Gefühle aus, alles, was ich in den letzten zwei Monaten an dieser Schule erlebt hatte. Es gab ja in der kurzen Zeit noch viele weitere Beispiele. Ich wusste, ich muss diesen Brief dem Direktor jetzt sofort geben. Also ging ich runter zu ihm, sagte: „Hier, lesen Sie. Dann wissen Sie, wie meine Einstellung Ihnen gegenüber ist." Das brachte mir eine innere Ruhe. Ich konnte wieder normal denken, konnte wieder beim Schulunterricht mitmachen.

Nach dem Unterricht um eins, stand der Direktor unten an der Tür, er hatte auf mich gewartet. „Alexander, jetzt komm noch mal rein." Ich würde sagen, es war eine indirekte Entschuldigung, „So war es überhaupt nicht gemeint", so ungefähr sagte er. Und ich sagte ihm: „So fühle ich mich als Heimkind. So haben Sie uns hier behandelt."

Es gab später eine Schulkonferenz wegen des Briefes und ich erhielt einen Direktoratsverweis. Damit hatte ich meine erste Disziplinarmaßnahme bekommen, denn ich hatte nie zuvor einen Verweis, nie! Der Verweis hat mich nicht weiter getroffen, denn ich konnte mit meinem Heimleiter darüber sprechen. Er wusste, dass ich Nichtraucher bin, ich war für ihn ein absolutes Musterkind und er hat das überhaupt nicht auf die große Bank genommen.

Aber nun kommt das eigentliche Nachspiel: Ich leitete später in Aichach selbst eine Einrichtung, eine Einrichtung, die nach meinen Vorstellungen aufgebaut war. Und ich hatte Kinder, die in genau diese Schule mit diesem Direktor kamen. In meinem Heim lebten Kinder, die keine andere Einrichtung aufnehmen wollte. Ich hatte gesagt: „Gebt mir nur Kinder, die keine Einrichtung haben will. Mit diesen Kindern will ich arbeiten." Das war damals meine Zielsetzung. Ich hatte also einige Jungen, die als extrem schwierig galten, und die natürlich auch erst mal Probleme

machten. In der Schule hatten sie diesen Direktor. An den Reaktionen der Kinder merkte ich, dass es Heimkindern gegenüber ähnliche Haltungen gab, wie ich sie damals erlebt hatte. Ich ging also in die Schule, sprach in der Lehrerkonferenz: „Was ich selbst als Schüler an dieser Schule erlebte, möchte ich nicht mit meinen Kindern erleben. Ich bin der Ansprechpartner für Sie als Lehrer." Das machte ich sehr, sehr deutlich. Mit dem Direktor sprach ich nun aus einer anderen Position, ich hatte inzwischen Abitur und Diplom. „Das habe ich nicht Ihnen zu verdanken", sagte ich ihm. „Wenn es nach ihnen gegangen wäre, wäre ich heute vielleicht Postbote, mehr nicht. Diese Kinder sind talentiert, haben Intelligenz - wenn man sie fördert und wertschätzt." Das hat im Lehrerkollegium fühlbar eingeschlagen. Es waren damals drei Schüler, die in meiner Einrichtung lebten und diese Schule besuchten. Einer von ihnen wurde schließlich der Beste der ganzen Schule, er war ein Ausnahmetalent in Sport. Auch das Jugendamt hätte nicht gedacht, dass man ihn soweit hochbringen konnte. Die beiden anderen schafften ihren Abschluss ebenfalls wunderbar. Zwei von den Dreien haben mittlerweile das Abitur. Also – es ging etwas voran und ich erhielt für die Einrichtung in Aichach eine große Anerkennung. Wir hatten eine Teestube eingerichtet, in der auch Gymnasiasten verkehrten. Wir hatten dafür gesorgt, dass die Kinder mit Menschen mit hohem Bildungsstand zusammenkommen, so dass sie davon profitieren konnten, dass sie ebenfalls in die Riege der Upper Class gehören, obwohl sie in der untersten Ecke stehen. Es war meine Idee, Menschen ihren Wert zurückzugeben, den sie irgendwann mal auf ihrem Weg verloren hatten, aus welchen Gründen auch immer.

Ich finde es sehr erstaunlich, dass du als Jugendlicher bereits das Bewusstsein und die Kenntnisse über die Euthanasiemorde hattest. Im Geschichtsunterricht wurde das Wissen darum damals nicht vermittelt.

Nein, aber wir Heimkinder wussten Bescheid. Als ich im Janusz Korczak-Haus war, wollte ich über den Namen Janusz Korczak etwas wissen. Woher dieser eigenartige, polnische Name? Und so erfuhr ich die Geschichte dazu. Es gibt auch einen Film zu Janusz Korczak. Der Film hat mich tief, tief, tief, tief geprägt. Und mich immer wieder auch daran erinnert, was Menschen anderen Menschen antun können.

Es gab einen überlebenden Jungen, der Mundharmonika spielen konnte, und der nach Israel gegangen ist und in Bethlehem eine Gruppe von Heimkindern aufbaute, dazu eine Musikergruppe, die heute noch existiert. Jetzt ist der Gründer Gogol zwar tot, aber die Musikgruppe gibt es noch. Mein größter und innigster Wunsch war es damals, nach Bethlehem zu kommen. In Bethlehem ist der Scherbenengel entstanden. Aus bombardierten Schulen hat man die Glasscherben gesammelt und daraus kleine Engel gemacht. Gogol, dieser überlebende Junge, war dabei und spielte zusammen mit den Kindern die Musik dazu. Diese Scherbenengel gingen durch die ganze Welt. Auch das hat mich tief bewegt, tief berührt.

Es gibt aus irgendeinem Grund immer Menschen, die eine Resilienz herstellen konnten zu dem, was sie erlebten, erleben mussten. Ihre furchtbaren Erlebnisse sind der Samen dafür, was ihr Leben bringen wird. Sie bauten eine Zukunft auf, die sich aus dem nährt, was sie erlebten, um daraus etwas Neues zu kreieren und etwas zu gestalten, was Positives bewirkt.

Es gibt noch ein Bild, das mich prägte. Es ist ein Bild eines dunkelhäutigen Kindes, umgeben von anderen Kindern mit unterschiedlicher Hautfarbe. Titel dieses Bildes: „Kinder kennen keine Nationalität" – und eigentlich auch keinen Rassismus, der wird ihnen erst beigebracht. Für uns galt dies auch für die Heimkinder: Jedes Kind hat seine Berechtigung, egal welcher Hautfarbe oder welcher Abstammung. Im Nationalsozialismus hatten Kinder, weil sie „nichtarisch" oder krank waren, oder auch weil sie Heimkinder waren, ihre Lebensberechtigung verloren. Das hat in mir so eine Art Kampfstimmung hervorgebracht. Was auch immer geschieht – ich lasse mir nichts bieten.

Alexander Diepold im Interview am 31.August 2018 in München

Ich erzähle diese [Missbrauchs-] Geschichte, denn sie brachte mich in eine Situation, mich als Kind nachts mehr oder weniger zu verstecken, jede Nacht raus zu müssen. Immer um Punkt dreiviertel zwei war ich wach, musste ich auf die Toilette. Bis heute ist das so. Der Grund ist, dass die älteren Jungen pubertierend ihre Sexualität entwickelt haben. Klar, ich war in der Jungenabteilung, es waren nur Jungen in der Abteilung. Die Mädchen waren gesondert untergebracht. Und dann haben sich die älteren Jungs an den jüngeren Jungs bedient. Sie sind auch in Körper eingedrungen, um es so zu sagen. Und ich war davon auch betroffen, nicht nur einmal, sondern fortgesetzt. Das erste Mal geschah es mitten in der Nacht. Von da an wachte ich immer in der Nacht auf, lag hellwach im Bett. Immer und immer zur gleichen Zeit. Das ist bis heute so geblieben. Das kannst du auch nicht therapeutisch aufarbeiten. Das kriegst du nicht mehr los. Du hast keine Täter mehr im Kopf, mit denen du das heute aufarbeiten könntest, ich weiß nicht einmal, ob sie noch leben. Es ist ein klassischer Systemfehler der Heimsituation. Ein anderes Beispiel: Wenn die Ordensschwestern mitbekamen, dass sich Jungen im Genitalbereich berührten, haben sie Schuhcreme drauf gemacht. Und wenn ein Junge wieder dorthin fasste, konnte man ihn bestrafen. Es ist klar, dass unterdrückte Sexualität sich nochmal ganz anders an Kindern auswirkt. Dies passierte mir im Waisenhaus in Immenstadt. Ich war Kleinkind, vielleicht fünf, sechs Jahre alt. Damals ging es los, dass ich nachts erst spät einschlafen konnte, und wenn ich eingeschlafen war, wachte ich immer zu diesem Zeitpunkt auf, weil ich Angst hatte, es kommt wieder jemand. Drei Unterwäschen zog ich mir an, aus Angst. Dann sperrte ich mich im Klo ein, eine halbe, dreiviertel Stunde lang, um zu hören: Kommt jemand, oder kommt niemand. Es war keine gute Zeit. Und du kannst nicht darüber reden. Du warst mit diesen Missbrauchern zusammen, du hast ihnen ins Gesicht geschaut, du hast genau gewusst, der hat es wieder vor. Es gab in dem Haus eine Art Waschküche, wo sie die Wäsche machten. Dort stand ein großer Tisch, und wenn wir Kleineren dort waren, haben sie uns überfallen, von hinten.

Haben sich die Kleinen irgendeine Strategie überlegt, sich zu schützen?

Was kannst du dagegen machen? (schweigt) Ich weiß noch, ich bekam einmal eine kleine Schildkröte geschenkt. Einer von diesen Jungs hat ihr den Kopf abgeschnitten, um zu zeigen, wie groß seine Macht ist. So [war das]. Wir konnten nicht über diese Sachen reden. Die Schwestern bekamen damals mit, dass jemand die Schildkröte getötet hat. Dann sind alle unter die Stockstrafe gekommen. Ich habe niemanden verraten.

Warum verrät man in einem solchen Heim niemanden?

Warum? Weil du dann der Verräter bist. Dann wirst du von den anderen, dann wirst du nicht nur von einem traktiert. Kollektivstrafe in dieser Form war das dümmste, was es gibt. Kollektivstrafe bedeutete, dass alle bestraft wurden. Stockstrafe zum Beispiel war eine solche Kollektivstrafe. Tatzen, dass sie auf die Finger geschlagen haben, bis sie fast bluteten. Die sich geweigert haben, hielten den Handrücken hin, dann schlugen sie da drauf, das war noch schlimmer. Es war ganz schwierig, darüber zu reden. Mit einer Ordensschwester darüber zu reden – das war gar nicht denkbar! Sexualität war von vornherein schon ein großes Tabu.

Und mit dem Pfarrer?

Ich habe keinen Pfarrer gesehen, der für uns Kinder da war. Ich hatte die Taufe – vielleicht. Selbst das war unklar, weil es von mir keine Taufurkunde gab. Entweder wollte meine Mutter nicht, dass ich getauft werde, oder... Jedenfalls wurden bei mir Taufe und die Erstkommunion an einem Tag gemacht. Schwester Ingfried war meine Taufpatin, das war schon im katholischen Waisenhaus Augsburg, ich war etwa neuneinhalb, zehn Jahre alt und in der dritten Klasse. Vielleicht wurde ich gar nicht getauft. Im Säuglingsheim hätte die Taufurkunde sein müssen, sie gab es aber nicht. Und im katholischen Waisenhaus musst du die Erstkommunion mitmachen. Aber ohne Taufe gibt es auch keine Kommunionfeier. Und ich erinnere mich, Schwester Ingfried machte den Kommunionunterricht und ich erhielt als einziges Kind die Taufe, damit ich dann die Erstkommunion bekommen konnte. Die Erstkommunion war ja eines der größten kirchlichen katholischen Feste für uns [Kinder]. Zur Erstkommunionsfeier ist meine Mutter gekommen. Es gab einen kleinen Kuchen, aber vielleicht verwechsele ich das auch mit der Firmung. Denn die Firmung war auch noch im katholischen Waisenhaus in Augsburg. Meine Taufpatin, Schwester Ingfried, hatte die Kommunionsfeier ausgerichtet.

Hattest du im Immenstadter Waisenhaus Bezugspersonen?

Ich habe keine Erinnerung an Namen. Es waren einfach nur Ordensschwestern. Alle sahen gleich aus, hatten die gleiche Kleidung an. (Pause). Es war egal, sie waren austauschbar – für mich. Ich habe keine

emotionale Beziehung zu irgendeiner dieser Schwestern gehabt. Das einzige, an was ich mich erinnere, waren diese Bestrafungsrituale. Damit dieser Rahmen nach außen hin gehalten hat.
Die erste Schwester, die für mich emotional wahrnehmbar war, war Schwester Ingfried, die damals sagte: „Freilich nehm ich den Bua [Jungen]" und mich mit einer Selbstverständlichkeit aufgenommen hat, wie wenn ich ihres wäre. Denn du musst dir vorstellen: Du wirst vom Jugendamt gebracht, wohin dich deine Mutter gerade hingestellt hat, kommst da rein [ins Waisenhaus] und sie sagt: „Ja freilich nehm ich den Buben." Das ist wie ... (Pause).

Hat dir deine Mutter gesagt, warum du ins Heim gebracht wurdest?

Über meine Heimunterbringung haben wir wenig gesprochen. Wir haben darüber gesprochen, dass es ja noch einen älteren Bruder von mir gibt, den Michael, und dass das Jugendamt damals ausdrücklich sagte: Wenn sie meinen Bruder nicht zur Adoption freigibt, habe sie auch keine Chance mehr auf mich. Damals galt natürlich noch das Fürsorgeerziehungsgesetz. Meine Mutter war bei meiner Geburt 18 Jahre alt. Mein älterer Bruder ist drei Jahre älter als ich, da war meine Mutter erst 15 Jahre alt gewesen. Daher griff das Gesetzt von vornherein. Aber man muss auch sehen, dass sie ja damals mit einem Sinto zusammen war, den sie über alles geliebt hat und dessen Namen, dessen Identität sie nicht preisgeben wollte, weil er selbst Familie hatte. Und von dem sie ein Kind bekommen hat, das ich bin. Sie versuchte im Februar, also im 8. Monat der Schwangerschaft, sich das Leben zu nehmen mit einer Überdosis Tabletten. Und wurde noch rechtzeitig gefunden. Ich bin dann als Zangengeburt auf die Welt gekommen. Und [es ist] klar: Wenn sie beabsichtigt, sich zu töten und das Kind gleich mit zu töten, war es sicherlich ein Grund im Sinne des Fürsorgegesetzes, ihr das Kind sofort wegzunehmen. Das ist allerdings meine Schlussfolgerung. Wir haben nie miteinander darüber gesprochen.

Obwohl du ja auch in der Erwachsenenzeit viel Gelegenheit dazu gehabt hättest, hat es Tabus gegeben, die nicht angesprochen wurden?

Ich habe meine Mutter ja erst viel später für mich realisiert. Als ich aus dem Waisenhaus in Immenstadt abgeholt wurde, habe ich erst einmal gar nicht begriffen, wer von den Frauen, die dabei waren, meine Mutter ist. Ich fragte damals: „Wer ist jetzt meine Mutter?" Insofern war für mich als Kind wenig spürbarer Bezug da. Ich wusste allerdings von den Ordensschwestern, was Mutter [im christlich erhöhten Sinne mit Mutter Maria] bedeutet. Aber meine Mutter - sie lernte ich damals erst kennen.

Es gab dort diese Schwestern mit den eigenartigen Hauben, die ganz anders aussehen als die der Armen Schulschwestern [im Augsburger Waisenhaus]. An diese Schwestern in Immenstadt habe ich keine guten Erinnerungen. Ich habe auch ihre Namen ausgeblendet. Vor kurzem sah ich Bilder von Ordensfrauen im Film über Eva Justin.[2] Diese Schwestern in Mulfingen hatten die gleichen Hauben [Kopfbedeckungen] auf wie die Ordensfrauen im Säuglingsheim in Immenstadt. Es waren die gleichen Hauben, die ich im Film über Eva Justin und das Kinderheim Mulfingen sah, wo Eva Justin ihre Untersuchungen an Sinti-Kindern machte und sie hinterher nach Auschwitz deportieren ließ. Der Schreck, die Ähnlichkeit oder Gleichheit zu erkennen, sitzt mir in den Knochen. Wäre ich 20 Jahre früher geboren worden, hätten mich diese Schwestern genauso ausgeliefert?, frage ich mich heute.

Die einzige positive Erinnerung an Immenstadt gilt einer Praktikantin, sie leitete später in Augsburg eine weltlich orientierte Einrichtung für schwer erziehbare Mädchen. Als sie in Augsburg lebte, trafen wir uns wieder. Sie erfuhr, dass ich im Augsburger Heim war und besuchte mich. Von ihr weiß ich viele Kleinigkeiten. Sie hat nie schlecht über das Immenstadter Heim gesprochen, wahrscheinlich wollte sie mir keine schlechten Erinnerungen vermitteln. Sie erzählte zum Beispiel, dass wir keine Spielsachen hatten, dass wir einen Baustein zu fünft teilen mussten. Aber sie sagte immer, dass ihr die Kinder so leid getan hätten. Also, es waren eher von Armut geprägte, sicherlich nicht kindgerechte Situationen dort.

Diese extrem katholische Ausrichtung in allen Waisenhäusern in denen du warst, was hat das bei dir hinterlassen?

In Immenstadt bin ich ja wirklich geprägt worden. Ich war dort von Geburt an und bin mit der ganzen Christlichkeit aufgewachsen. Die Schwestern waren

2) Eva Justin war als „Rasseforscherin" die rechte Hand von Robert Ritter, der ab 1936 die neu eingerichtete „Rassehygienische und Bevölkerungsbiologische Forschungsstelle im Reichsgesundheitsamt" (RHS) leitete, wo der Genozid an Sinti und Roma vorbereitet wurde. Justin erstellte sogenannte „rassehygienische Gutachten" an Sinti und Roma und untersuchte im Herbst 1942 für ihre Dissertation im katholischen Kinderheim St. Josefspflege im Württembergischen Mulfingen 40 Sinti Kinder, die sie anschließend ins KZ Auschwitz deportieren ließ, wo sie, bis auf vier, in den Gaskammern ermordet wurden. Justin arbeitete ab 1948 als Psychologin der Stadt Frankfurt am Main und war bis 1962 weiterhin mit der Begutachtung von „Zigeunern" beauftragt. 1963 trat sie zum katholischen Glauben über, 1966 verstarb sie an Krebs. Quelle: wikipedia Eva Justin, Zugriff am 24.9.18.

jeden Tag mehrmals in der Kirche, in der Früh, am Abend. So war es in allen katholischen Waisenhäusern, auch in der Lungenheilanstalt in Gaisach. Das ist auch vollkommen in Ordnung für mich. Die Ausrichtung in Immenstadt war halt noch viel, viel stärker mit einer Glaubenswelt der Bestrafung verbunden. Die Schwestern vermittelten dies mit Erzählungen, die aus dem Leben gegriffen waren und in denen Gott hart straft. Ein Beispiel: Ein Kind von uns hat einmal ein Holzkreuz runtergerissen und abgebrochen. Später war das Kind nicht mehr da. Und man erzählte uns die Geschichte, dass – das Kreuz war genau an den Füßen abgerissen – das Kind von einem Zug genau an den Füßen überfahren worden sei, seine Beine dann weg waren. Mit solchen Geschichten wurden wir erzogen: Wenn man Christus schändet, passiere etwas in der gleichen Art und Weise, weil das Kind ein Verhältnis mit dem Teufel eingegangen sei. In der Vermittlung solcher Geschichten war diese Einrichtung sehr stark. Bei Kindern wirkten diese Geschichten natürlich sehr tief, so dass immer eine große Angst da war und eine große Ehrfurcht vor dem Herrn, vor Gott, oder vor dem, der da am Kreuz hängt. Als Kind habe ich gar nicht verstanden, warum jemand am Kreuz hängt. Allein die Vorstellung, dass jemand dorthin genagelt wird, so einen Schmerz ertragen muss, war für mich als Kind unerträglich, lange nicht begreifbar. Heute kenne ich die Hintergründe, aber als Kind sprengte es meine Vorstellungskraft.

Wenn etwas passierte, hinterher folgten immer strenge Strafen und wir Kinder bekamen eine Gottesgeschichte in der beschriebenen Art erzählt, um uns Kinder zum Gehorsam, zum Friedleben zu erziehen. Sie waren schon sehr heftig, diese Geschichten, und immer in dieser Art aufgebaut: Du hast das und das gemacht, deshalb passiert dies und das... Und wenn du das auch tust, weißt du, was passiert... Als Kind glaubt man diese Geschichten. Also, ich jedenfalls habe als Kind erst einmal alles geglaubt. (Pause)

Hast du Schwestern auch als liebevolle und fürsorgliche Bezugspersonen erlebt?

In Immenstadt kann ich mich an keine solche Schwester erinnern, sie waren alle in ihrer Form wie statisch. Ihre Reaktionsmuster waren gleich: Hat ein Kind etwas angestellt, wurden alle bestraft. Damals hat man die Stockerziehung noch gehabt, oder die Besenerziehung: Die Knie auf diese Besenstile, und eine Stunde lang darauf knien. Oder mit dem Schienbein auf dem Besenstil, so dass es richtig weh getan hat. Auch wenn die Jungen erstmals ihrer Sexualität bewusst wurden, hatten sie nicht unbedingt die freundlichste Art und Weise damit umzugehen. Es gibt eigentlich nichts, was in irgendeiner Form von Natürlichkeit geprägt gewesen wäre. Nichts in der Richtung, nicht in Immenstadt.

Du hast als Sinto-Junge keine besondere Behandlung erfahren, denn es war ja nicht bekannt, dass deine Eltern Sinti waren?

Ich war halt ein Kind, das nicht bei der Mutter bleiben konnte, weil sie nicht in der Lage war, für mich aufzukommen. Oder – die bereit war, ihr Kind mit umzubringen, als sie sich selbst das Leben nehmen wollte. Und ich bin ja praktisch als Säugling dorthin gekommen. Mein Umfeld, mein Beziehungsumfeld, mein soziales Umfeld – war diese Einrichtung. Dass sehr viele Kinder in einer Gruppe waren, das war normal. Diese Schwestern hatten die Kraft, diese Situation zu meistern. Heute sollen normale Gruppen zwölf Personen nicht überschreiten, wenn sie nicht heilpädagogisch oder therapeutisch sind. Größer sollen Gruppen auf gar keinen Fall sein. Für therapeutische Gruppen ist die Obergrenze heute sieben, bei drei oder vier Mitarbeitern. Doch wir waren in der Gruppe anfangs 40 Kinder mit nur einer (!) [erwachsenen] Person. Da wird klar, dass Kollektivstrafen geeignet waren, um die Kinder im Zaum zu halten. Ich kann mich auch nicht an Männer als Erzieher erinnern. Für Jungen, sagen wir mal, um sich mit der Rolle als Mann identifizieren zu können - gab es gar keine Chance dort drin, überhaupt nicht.

Als Jugendlicher warst du noch in anderen Heimen – sah es dort genauso aus?

Im katholischen Waisenhaus in Augsburg waren die Mädchen und Jungen ebenfalls streng getrennt, auch nach Alter gesplittet. Zunächst hatte Schwester Ingfried in Augsburg sehr viele Kinder in meiner Gruppe, es waren anfangs 40 Kinder, dann 26 und irgendwann einmal 16 Kinder. Die Gruppengröße verkleinerte sich im Laufe der Jahre, in denen ich dort war. Bis dann die Schwesternsituation ganz aufgelöst wurde 1979/80, irgendwann um diese Zeit. 1986 wurde das Katholische Waisenhaus in der Trägerschaft aufgelöst und weltlich organisiert.

Du bist seit 30 Jahren Geschäftsführer von Madhouse, hast diese Einrichtung aufgebaut. Kennst du die Situation der Heimunterbringung auch aus deiner jetzigen Arbeit?

Bei den Sinti und Roma, mit denen ich jetzt zu tun habe, es sind rund 2000 Menschen, die ich betreue, gibt es viele soziale Probleme, sonst kämen sie nicht zur Beratungsstelle. Es gibt Kinder im Heim, die mussten rausgenommen werden, in Obhut genommen werden. Sei es, weil die Erziehung der Kinder vollkommen an deren Bedürfnissen vorbeigeht, oder

weil die Mütter total überfordert sind. Aber das sehe ich nicht als ein spezifisches Sinti-Problem, sondern als eine Folge von sozialen Problemen, wie es sie auch in anderen Familien gibt. In unserer Einrichtung versuchen wir mit Eltern und Kindern zu arbeiten, damit es keine Fremdunterbringung gibt, obwohl manchmal bereits die Voraussetzungen dafür gegeben wären. Aber es kommt auch unter Sinti- Familien vor, dass Kinder fremd untergebracht werden müssen. Mir sind ungefähr 20 Fälle bekannt.

Das Zeitzeugenprojekt stellt ja die Frage: Hat die Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma Folgen für Heimkinder auch in deiner Generation? Dein Vater war Auschwitz-Überlebender. Hatte dies Auswirkungen auf die Tatsache, dass du im Heim untergebracht wurdest?

Meine Mutter wollte ja deswegen nicht mehr leben, weil keine Chance bestand, mit dem Mann weiterzuleben, der mein Vater war. In der Folge bin ich natürlich fremd untergebracht worden, wurde ich der Mutter sofort weggenommen. Mein älterer Bruder war ihr ja bereits vorher weggenommen worden, aber damals war meine Mutter ja auch erst 15 Jahre alt. Er war mit mir zusammen im Waisenhaus in Immenstadt und ist im Alter von etwa vier Jahren adoptiert worden, während ich weiter im Heim blieb. Er ist drei Jahre älter als ich und es war ungewöhnlich, dass man nicht das jüngere, sondern das ältere Kind adoptierte. Die Adoptiveltern hatten nicht die Mittel, zwei Kinder aufzunehmen und ich war damals offensichtlich schon so aktiv, so lebendig, dass sie zurückgeschreckt sind, sich das nicht zugetraut haben.

Wie hat deine Mutter diese Verfolgungszeit überlebt?

Sie ist am 19. März 1943 geboren, also genau zur Zeit der NS-Verfolgungen. Wenn man bedenkt, am 8. März hatte die Deportation nach Auschwitz begonnen und ihre Mutter gehörte mit zu den Sinti. Und ich weiß gar nicht, ob ihre Mutter auch im KZ war oder nicht. Jedenfalls, irgendwie haben sie es raus geschafft, anders geschafft. Von meinem Vater weiß ich, dass er im Konzentrationslager Auschwitz war, das hat meine Mutter mir erzählt. Aber dies hatte auf mich vermutlich keine Auswirkungen – ich habe ihn ja auch nie kennen gelernt. Ich wusste ja nicht einmal, dass meine Familie zu den Sinti gehört. Von daher kann ich nicht sagen, ob die NS-Verfolgung an Sinti und Roma eine Auswirkung auf mich hatte, die Heimzeit als solche hatte eine Auswirkung: Heimkinder an sich wurden diskriminiert.

Alexander Diepold mit seinem Bruder auf dem Spielplatz Foto: Privat

Ich habe erst sehr spät realisiert, dass ich zu den Sinti gehöre. Ich musste erst einmal begreifen, dass meine Verwandtschaft nicht beim Kopf meiner Mutter endet. Meine Mutter hatte eine Schwester. 1998 habe ich sie auf meine Familie hin angesprochen und ihr erster Satz war: „Ja, weißt du denn nicht, dass du von den Zigeunern bist?“ Mütterlicherseits und väterlicherseits sind meine Vorfahren Sinti gewesen – nach den Rassekategorien der Nationalsozialisten, wäre ich ein „Vollsinto“. Aber klar, wenn du nicht zuhause aufwächst... Und in den zwei Jahren, in denen ich bei meiner Mutter lebte, war sie mit einem Deutschen zusammen, der auch noch Polizist war. Sie hat sich also ganz eindeutig von der Kultur der Sinti vollständig wegbewegt. So wird auch klar, dass ich die Sprache Romanes nicht erlernen konnte. Und ebenso, dass für mich als Kind nie ersichtlich war, dass Sinto-sein etwas anderes ist. Bis auf mein Äußeres: Ich bin dunkel, war damals das einzige dunkle Kind meiner Mutter. Dies wurde mir erst viel später bewusst, als ich schon nicht mehr in der Familie lebte. Ich war das einzige Kind, das wirklich sofort herausgestochen ist. Die anderen waren alle blond oder rothaarig, nur ich war schwarz.

Ich hatte kürzlich bei der Beerdigung meines jüngeren Bruders mit allen meinen Halb-Geschwistern Kontakt. Wir Geschwister sprachen über den Krankenhausaufenthalt, als vier von uns wegen offener Tbc in Behandlung waren. Es gab eine Krankenhausschule, die ich besuchte. Die Tuberkulose-Anstalt war in Gaisach [bei Bad Tölz], über ein Jahr lang war ich dort.

Du erzähltest einmal, du erinnerst dich nur an ein Bettchen, über dem ein Gitter war.

Ja, ich lag in dem Bett wie in einem Käfig, es war wirklich wie ein Käfig. Wenn das Gitter zu war, war es verschlossen, ich konnte nicht heraus. Ich weiß auch noch, dass ich mehrmals fixiert wurde, denn ich war einfach wild. Ich hatte offensichtlich so viel Energie, dass ich dieses Bett umreißen konnte. Obwohl meine Lungentätigkeit nur etwa 30 Prozent betrug, das sagten sie mir hinterher. Mir war gar nicht klar, dass diese Krankheit sehr gefährlich für mich war. Aber gut – ich habe überlebt, vielleicht war es auch ein Kampf. Ich glaube, dass der Krankenhaus-Aufenthalt ein Jahr lang gedauert hat, weil ich dort Ostern erlebte, Weihnachten, den Sommer, den Winter mit Schnee.

Zum Bild dieser Kinder mit Schultüten. Die Kinder sind alle vom Waisenhaus und kamen mit dir in die 1. Klasse? Du bist der Kleinste und sitzt links auf der Schaukel. Die Kinder schauen alle sehr proper aus, schöne Kleidung, geputzte Schuhe.

Nach außen hin war immer alles perfekt. Egal wo, auch im katholischen Waisenhaus in Augsburg war immer alles perfekt. Am Samstag war immer Schuhputztag, da mussten wir unsere Schuhe aufpolieren. Ich weiß, ich hatte einen schönen Anzug und zwei Hemden, einen Schlafanzug. Das war nicht viel an Kleidung. Im katholischen Waisenhaus in Augsburg hatte ich noch ein Gewand, es sah aus wie ein goldenes Hemd. Es platzte schon aus allen Nähten, weil ich herausgewachsen war, aber ich trug es bis ich etwa zehn war, obwohl es schon längst nicht mehr passte. Im Waisenhaus hat man halt zu Weihnachten, wenn Spenden gekommen sind, irgendwelche Kleider bekommen. So hatte man über diesen Weg etwas zum Anziehen. Das sieht auf dem Foto gut aus, ein Anzug, es wird ein getragener Anzug von jemand Anderem gewesen sein. Aber das war egal, es hat gut ausgesehen.

Weißt du noch, was in der Schultüte war?

Da waren Süßigkeiten drin, Stifte zum Schreiben, Farben, das weiß ich noch. Äpfel waren auch darin. Wir haben von den süßen Sachen nicht viel gehabt. Es waren ja mehrere Schulkinder zum Schulanfang. Ich kann mich erinnern, wir saßen an großen Tischen, nicht nur die Erstklässler, es waren ja auch die älteren Kinder dabei. Und es war klar: wir müssen teilen. Die Farben durften wir behalten.

Foto: Privat

Alexander Diepold im ALter von 5 Jahren Foto: Privat

Ich weiß, dass wir einmal eine Lederhose bekommen haben. Auf dem Foto bin ich etwa fünf Jahre alt. Diese blöden Lederhosen haben sich auch wunderbar geeignet, um mit dem Stock darauf zu schlagen. Die Prügel spürte man sehr, aber man konnte keine Striemen sehen.

Das Waisenhaus Immenstadt in der Kemptener Strasse 11, das Gebäude wurde 1968 abgebrochen. Die Aufnahme stammt von 1968. Foto: Stadtarchiv Immenstadt.

Dort, bei den zwei Fenstern war, glaube ich, der Schlafsaal. Denn dort standen unter den Fenstern die zwei großen Kommoden, in die die Schwestern mich immer reinsteckten.

Im Immenstädter Archiv gibt es eine Planzeichnung für eine Spielhalle mit Bühne, der Plan war von 1968. Immer zu Weihnachten spielten dort die Waisenkinder Theater und gaben eine öffentliche Aufführung. Wurden zu deiner Zeit auch Theaterstücke aufgeführt?

Ja, meistens zu Weihnachten oder Fasching. Auch im Katholischen Waisenhaus in Augsburg hatten die Aufführungen Tradition. Ich erinnere mich daran, weil ich selbst mitgespielt habe. Das Stück hieß „Der goldene Apfel." Es war ein großes Ereignis und Schwester Ingfried hatte mir die Hauptrolle zugeteilt. Das Stück war ein Drama um ein verloren gegangenes Kind, das diesen goldenen Apfel findet und ihn irgendwie teilt. Aber zunächst lehnt es den Apfel ab. Mit keinem Geld der Welt, mit keinem Entgegenkommen, in sich so verschlossen, war das Kind nicht bereit, etwas anzunehmen. Keiner hatte mehr die Macht, dem Kind irgendetwas zu geben. Es gab nichts, was das Kind akzeptiert, dem es vertraut hätte. Und diese Rolle spielte ich in dem Theaterstück. Ich war zehn oder elf Jahre alt und ich bin in dieser Rolle so aufgegangen, dass mir hinterher andere Rollen angeboten wurden. Denn es saßen auch Zuschauer von extern, der Bürgermeister und Besucher aus dem Ort, im Publikum. Die Oberin der Schwestern sagte hinterher: „Der, der hier gespielt hat, spielte nicht ein Stück, sondern sein eigenes Leben, wie er sich tatsächlich fühlt." Und so war es, genauso hatte ich mich gefühlt.

„WIR HABEN DAS IMMER GESEHEN, WENN DER BUB ANGEBUNDEN WAR, ER HAT AUCH MAL SCHLÄGE BEKOMMEN MIT SO EINEM RIEMEN. DANN HABEN WIR IMMER GESCHRIEN UND GEWEINT."

Interview mit Frau Amalie Speidel am 9. August 2018

Redaktion Maria Anna Willer
Europäische Ethnologin M.A.

***Amalie Speidel** (Jg. 1931) ist Angehörige der Jenischen, die wie Sinti und Roma der NS-Verfolgung ausgesetzt waren. Bereits im Alter von zwei Jahren kommt sie zusammen mit ihrer Schwester Anna (Jg. 1932) ins Augsburger Säuglingsheim „Josephinum", denn ihre Mutter ist krank und stirbt im September 1933, wenige Monate nach der Geburt ihres vierten Kindes. Mit vier Jahren kommt sie zusammen mit ihrer Schwester Anna ins Kinderheim Hochzoll in Augsburg, wo auch ihr älterer Bruder Ernst untergebracht ist, bis ihn der Heimleiter im Februar 1940 wegen „Unerziehbarkeit" ins Erziehungsheim der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) nach Markt Indersdorf übergibt. Von dort kommt er 1942 in die Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren, ein Jahr später in die Nebenanstalt Irsee, wo er 1944 mit zwei Giftinjektionen ermordet wird. Rund ein halbes Jahr nach der Verlegung des Bruders ist Amalie wegen einer Hüftgelenkserkrankung im Oktober 1940 im Krankenhaus Augsburg zur Behandlung, anschließend über ein Jahr lang bis Mitte Mai 1942 in Oy-Mittelberg im Allgäu. Als sie ins Augsburger Heim zurückkehrt, ist ihr Vater bereits im KZ Flossenbürg inhaftiert, wo er am 30. Mai 1942 stirbt. Die elfjährige Amalie und ihre jüngere Schwester Anna leben bis in die Nachkriegsjahre weiter im Augsburger Waisenhaus, ohne vom Werdegang und Tod des Vaters und Bruders zu wissen. Nach Beendigung ihrer Schulzeit verlässt Amalie das Waisenhaus und zieht zu ihrer Tante und deren Ehemann nach Heilbronn. Ihre Schwester kommt nach einem Jahr nach. Amalie Speidel erfährt erst 1980 vom Schicksal ihres Vaters und ihres Bruders, als der damalige Leiter des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren im Zuge der historischen Aufarbeitung der Euthanasieverbrechen, die in seiner Einrichtung geschahen, Kontakt zu ihr aufnimmt. In ihre Erzählung beim Zeitzeugengespräch fließen diese Hintergründe zur Familiengeschichte, beschrieben von Robert Domes im Buch: „Nebel im August", mit ein.*

---

1) Dr. Michael von Cranach gab den Anstoß für die Veröffentlichung der Lebensgeschichte von Amalie Speidels Bruder Ernst Lossa. Autor Robert Domes befragte für die Biografie von Ernst Lossa, erschienen unter dem Titel „Nebel im August" auch Amalie Speidel. Domes, Robert: Nebel im August. Die Lebensgeschichte des Ernst Lossa. München 1. Aufl. 2008. Die biografischen Angaben über Ernst Lossa, seine Geschwister Amalie, Anna und Christian sowie die Eltern Christian und Anna Lossa sind dem Buch „Nebel im August" entnommen und Ergebnis der archivalischen Recherchen von Robert Domes. Die Zeiten des Heimaufenthalts von Amalie Speidel stammen aus Angaben aus dem „Zöglingsbuch" des Waisenhauses in Hochzoll.

Woran erinnern Sie sich aus Ihrer Kinderzeit?
An meine Kindheit kann ich mich erinnern, doch nicht an meine Mutter, aber an meinen Vater habe ich Erinnerung. Wir drei Geschwister waren im Waisenhaus, dort wuchsen wir auf, der Lossa im Bubensaal und wir zwei Mädchen im Mädchensaal. Wir gingen schon zur Schule, als eines Tages die Schwester Oberin Hedwig in unseren Mädchensaal kam und sagte: „Kommt mal ihr zwei heraus, euer Papa ist da." Das war vielleicht eine Freude! Er war im Besuchszimmer und als wir zwei Mädchen kamen, hat er uns beide in den Arm genommen und hat uns ein Busserl gegeben. Das war eine große Freude! Es waren vielleicht zehn Minuten. Die Schwester Oberin Hedwig hat mit ihm ein bisschen gesprochen, dann hat er ein bissl was für uns erzählt. Und wir haben halt immer geschaut und gehorcht. Er sagte, er müsse jetzt bald wieder fort, er käme aber wieder. Da waren wir schon so traurig. Schließlich sagte die Schwester Oberin: „Verabschiedet euch von eurem Papa, er muss jetzt wieder gehen". Er hat uns wieder in die Arme genommen, ein kleines bisschen gelächelt und uns gedrückt. Dann, wie er so an die Türe gelaufen ist, hat er sich nochmal umgedreht, hat gesagt, er kommt bald wieder und besucht uns. Und wie er auf die Tür zugelaufen ist, hat er sich ein bisschen umgedreht, hat gelächelt - und ist gegangen. Und wir sahen ihn nie wieder.

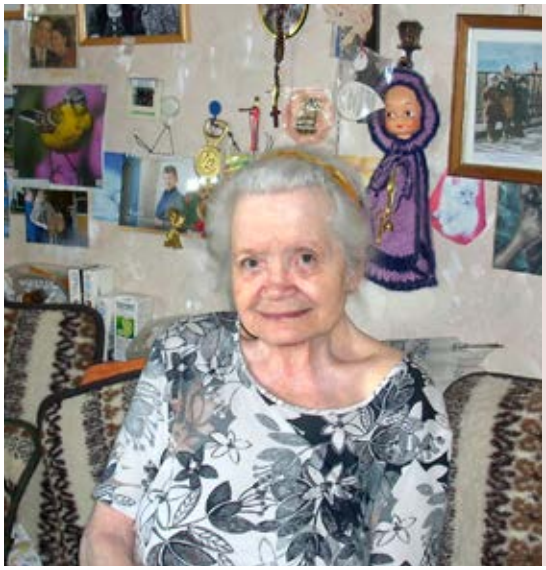
Wir waren reisende Leute, von Ort zu Ort und Stadt zu Stadt, quasi reisende Händler. Und einmal hat er in einer Wirtschaft ein bissele angegeben, war 36 Jahre alt, groß und schlank, sah gar nicht schlecht aus, der Papa. Er hat über den Hitler und die Nazi geschimpft, erzählte mir meine Tante. Wie er dann in seinem Nachtlager war, holten ihn die Nazi raus, er hat mitmüssen, haben sie ihn ins KZ reingetan und ist nie wieder rausgekommen. Und haben ihn ermordet. Es waren noch zwei Brüder von ihm [im KZ], die sind wieder rausgekommen. Mein Vater kam das erste Mal auch wieder raus, aber dann erwischten sie ihn noch einmal und er ist eben nicht mehr rausgekommen. Man hat nichts mehr von ihm gehört. Und wir haben lange nichts gewusst.

Ich habe die [Lebens-]Geschichte meiner Eltern und meines Bruders erfahren, so um 1980 von Herrn von Cranach, er war ärztlicher Direktor der Anstalt Kaufbeuren. Er rief mich einmal an, ob ich Frau Speidel bin, es gehe um unseren Bruder. Mein Bruder ist 1929 geboren, ich 1931 und meine Schwester 1932. Wir hätten noch einen Bruder [gehabt], der jung gestorben ist, er kam nicht ins Heim, war wahrscheinlich lungenkrank wie die Mama. Sie war erst 23 oder 24 Jahre alt [als sie starb].

Wir zwei Mädchen waren bis zur Schulentlassung immer im gleichen Heim [in Augsburg-Hochzoll]. Bei unserem Bruder Ernst hat es einfach nur geheißen: Er ist schwer erziehbar, ist ein Außenseiter, haut immer ab, er stiehlt und so weiter. Wenn er wieder [ins Heim]zurückkam, hat er Schläge bekommen, ist an den Stuhl angebunden worden. Wir Mädchen mussten unsere Hausaufgaben immer im Bubensaal machen. Dort gab es zwei Schwestern, eine war mehr für die Erziehung der Buben [zuständig], die andere, Schwester Sigulinde, muss eine Lehrerin gewesen sein, war für die Hausaufgaben da. Und sie war sehr streng. Wir haben immer gesehen, wenn der Bub angebunden war, er hat auch mal Schläge bekommen mit so einem Riemen. Dann haben wir immer geschrien und geweint. Und sie sagte zu uns: „Wenn ihr jetzt nicht still seid, dann bekommt ihr auch Schläge." Dann haben wir halt weiter unsere Hausaufgaben gemacht, sind danach [nach den Hausaufgaben] wieder hinauf in den Mädchensaal. So ging das immer hin und her.

Der Herr Pfarrer Josef Wassermann wohnte im Pfarrhaus neben dem Heim und ich glaube, er war der Anführer [Heimleiter] und die Schwestern haben halt gesagt zu ihm: „Der Lossa, der folgt nicht", „der ist schwierig", „der klaut und stiehlt." Und dann müssen die ausgemacht haben: Den tun wir fort. Er kam zuerst nach Indersdorf, von dort nach Kaufbeuren, dann nach Irsee. (leise) Dort [wurde er] ermordet. Als Kind im Heim habe ich das nicht mitbekommen, habe gar nichts gewusst davon. Das habe ich von Herrn Cranach 1980 erfahren und später im Buch gelesen.

Aber als ihr Vater sie nicht mehr besuchen kam, fragten Sie nicht nach ihm?
Wir haben uns [nach seinem Besuch] gar nicht mehr befasst damit. Wir waren ja noch Kinder. Wir haben das erst begriffen, als wir ins Leben raus kamen, und später von Cranach. Ich habe nicht einmal ein Bild vom Papa, ich habe nur ein Bild von der Mama.



Amalie Speidel im August 2018 in ihrer Wohnung beim Zeitzeugengespräch. Foto: Willer

Wie war der Pfarrer denn zu ihnen?

Zu mir war er vielleicht schon nett. Aber weil er eben so streng war [mochte ich ihn nicht]. Beim Pfarrhof war ein großer Obstgarten und wenn sich die Kinder mal rein geschlichen haben, um Äpfel runter zu holen und wurden dabei erwischt, dann hat er immer Dachplatten ausgeteilt. Wissen Sie, was das ist? Auf den Kopf schlug er mit seinen großen Händen ein paarmal hin und her – das hat man schon gespürt.

Amalie Speidel im Alter von etwa zehn Jahren. Foto privat.

Wie war es im Heim für Sie?

So schlecht war das Heim nicht, muss ich sagen. Wir wurden versorgt während des Krieges. Gut, es gab vielleicht nicht so viel wie in der heutigen Zeit. Das war klar, aber verhungert sind wir trotzdem nicht. Und die Nonnen, sie haben mit uns manchmal Ausflüge gemacht, zum Baden und im Wald Spiele gemacht und so. Sie waren auch streng, wenn einmal was war, hat man Schimpf gekriegt. Damals gab es noch Tatzen, aber ganz selten, da muss schon was Schlimmes vorgefallen sein. Ich weiß gar nicht, ob ich jemals Tatzen bekommen habe. Denn ich wurde schon während des Krieges krank. Wenn die Kinder wegen Bombenalarm in den Luftschutzkeller gingen, haben die Schwestern mich geholt, sie hatten unten ein Bett für mich aufgeschlagen, ich konnte ja nicht mehr laufen wegen meinem linken Bein. Also haben sie mich hinuntergetragen.

Es war mitten im Krieg, als wir nach Mittelberg in die Kinderheilstätte mit dem Zug fuhren. Im Zugabteil waren Soldaten, die mir Schokolade und Orangen schenkten. Sie machten mir einen Sitz zum Liegen frei. Und als wir ausstiegen, stand schon ein Pferdegespann bereit, es lag Schnee, es war Winter. Zur Heilanstalt ging es steil bergauf. So kam ich dort an. In dieser Zeit war meine Schwester Anna alleine im Heim.

Ich lag fast zwei Jahre lang in der Kinderheilstätte in Mittelberg. Ich hatte Hüftgelenksentzündung, vielleicht auch Tuberkulose. Jedenfalls bekam ich einen Streckverband, dann einen Gips, so lag ich eineinhalb Jahre lang mit gestreckten Beinen. Hinterher musste ich das Laufen wieder lernen, ich war damals acht oder neun Jahre alt. Meine erste heilige Kommunion habe ich dort in Mittelberg bekommen. Auf einer Bahre richteten die Schwestern mich zur Feier her. Ich erinnere mich an eine Schwester Eutropia, sie war eine ganz eine liebe, sie hat mich ganz gerne gehabt.

Nachdem ich aus der Schule gekommen bin, besuchte mich unsere Tante aus Heilbronn am Neckar. Sie war verheiratet mit einem Gastronom, hatten zusammen eine Wirtschaft. Als wir klein waren, hat sich kein Verwandtes um uns gekümmert. Ich weiß gar nicht, wie die Tante Babett erfahren hat, dass wir [Amalie und ihre Schwester Anna] da drin waren? Jedenfalls stand sie plötzlich vor mir, hat gesagt: „Schau mal, ich bin deine Tante", war gleich recht freundlich. Sie hatte selbst keine Kinder und sie holte zuerst einmal mich. Wissen Sie warum? (laut) Zum ARBEITEN! Die Tante war so streng. Und wir waren nicht so ernährt, wie man sich jetzt ernähren kann. Ich bin öfters umgefallen vor Schwäche. Ich hab schon Essen bekommen, aber das viele Arbeiten, das war ich ja nicht gewohnt vom Heim raus. Ich arbeitete in der Gastwirtschaft, im Haushalt, in der Küche. Sie hatte noch eine Helferin, sie hat auch so schaffen müssen. Die Tante Betty, das war wohl eine stattliche Frau, sie war eine Wirtsfrau, hatte viele Unternehmen, und er war als junger Mann Lokomotivführer gewesen. Ich darf ihn gar nicht so arg mögen, wissen Sie warum? Ich bin nach vier Jahren abgehauen. Wir hatten uns

Das Kinderheim Augsburg-Hochzoll, Aufnahme ca. um 1930. Amalie Speidel lebte von 1935 bis in die Nachkriegszeit im Waisenhaus im Augsburger Vorort Hochzoll, in dem auch ihre Geschwister Ernst und Anna untergebracht waren. Foto: Archiv Kinder-, Jugend-, und Familienhilfe Hochzoll.

zuerst gefreut, dachten, „jetzt haben wir Verwandte". Ich war vier Jahre lang bei der Tante. Als ich 19 Jahre alt war, bin ich gegangen. Ich habe dort kein Geld gekriegt, nur Essen und Schlafen, einmal vielleicht im Jahr ein Kleid und ein Paar Schuhe, und das war alles. Dann bin ich älter geworden und vernünftiger, hab schon besser denken können. Ich sagte zur Tante: „Ich gehe jetzt fort. Bei euch krieg ich immer Schläge, werde geschimpft, ich gehe lieber." Das hat den zweien schon weh getan. Sie gaben mir ein wenig Geld, dann bin ich fort. Ich bin ins Leben raus und das hab ich alles selber gemeistert. Ich habe niemanden gebraucht.

Erst heute habe ich erfahren, dass die Tante Betty den ganzen Vorfall um ihren Bruder, meinen Vater, wusste. Der Papa hat ihr einen so einen herzzerreißenden Brief geschrieben, dass mir noch heute die Tränen kommen, wenn ich ihn lese. Hätte ich das alles gewusst, wäre ich niemals zu ihr gezogen. Er schrieb ihr, dass sie ihm helfen soll, dass er wieder rauskommt aus dem KZ und so, er würde sich bessern. Aber er ist halt nicht mehr rausgekommen. Dabei hat er sie so angefleht, sie solle ihm helfen. Uns Schwestern erzählte sie nie von diesem Brief. Auch über meinen Bruder Ernst wurde nie geredet.

Hatten Sie im Heim unter den Schwestern eine Vertrauensperson?

Wir hatten halt die Mädchenschwester, ich kannte alle Schwestern im Heim, aber eine Vertrauensperson habe ich nicht gehabt.

All die Jahre?

Nein. Kann man ja gar nicht. Wenn du da bei jemandem mal angekommen bist, oder wenn ich unserer Mädchenschwester einmal was erzählte... Ja, sie hat sich das angehört, aber (Pause) die [Schwestern] haben uns nicht viel in den Arm genommen. Nein, sie sind mit uns mal zum Baden gegangen, sind in den Wald gegangen und so. Aber ich habe keine Lieblingsschwester gehabt. Ich durfte auch in die Küche, ja gut, dort hab ich immer die großen Schüsseln abgespült, den Butterkasten gerührt. Das machte ich immer gern, denn dann bekam ich ein Mittagsbrot mit Kalbsleberwurst und Holundersaft. Das schmeckte gut, deshalb bin ich immer freiwillig runter, hab gespült und dafür Brote bekommen.

Wie war der Tagesablauf im Heim?

Im Winter waren wir nicht viel draußen, da war es ja kalt. Wir sind etwa um sieben, halb sieben aufgestanden, dann hat man gefrühstückt, es gab Milch, Kakao und Stollen, vielleicht auch Butterbrot mit Marmelade oder Butterkranz am Sonntag. In der

Die drei Geschwister Anna, Ernst und Amalie (von li nach re) Lossa zur Zeit ihres Heimaufenthaltes auf dem Balkon des Kinderheims Augsburg Hochzoll. Foto: privat

Küche waren zwei große starke Frauen, die kochten das Mittagessen. Und abends hat es meistens kalt gegeben, zwischendurch auch manchmal warm. Im Sommer durften wir eine Stunde länger aufbleiben. Sie hatten einen großen Hof, einen großen Garten, wo wir noch ein wenig spielen durften. Die Buben waren immer extra. Abends sind wir ins Schlafzimmer, dort standen 25 Betten drin. Und ich war damals schon krank, ich konnte nicht immer mitspielen, lag meistens schon im Bett, weil ich nicht mitmachen konnte.

Bei den festlichen Feiern da war es immer wunderschön. Sie haben es immer wunderschön gemacht, ich rede jetzt mal von uns Mädchen. Wir haben auch Geschenke bekommen zu Weihnachten. So arg schlimm war das Heim nicht. Es hätte noch schlimmer sein können. Aber unseren Bruder haben sie vielleicht nicht ausstehen können, weil er eine andere Nationalität gehabt hat. Zu uns haben sie immer „Zigeuner" gesagt, auch zu uns Mädchen. Die Kinder haben das halt gehört, oder die Schwestern haben das vielleicht gesagt „Ihr stammt doch von Zigeunern ab". Die Kinder haben uns das immer nachgerufen: „Zigeuner, Zigeuner!"

Die Schwestern Anna und Amalie (von li nach re) zur Zeit ihres Aufenthaltes bei den Verwandten in Heilbronn. Foto privat.

Wie haben Sie reagiert?
Wir haben halt gesagt, wir sind keine Zigeuner. „Doch freilich, seid ihr Zigeuner!", riefen sie.

Und wie reagierten die Lehrer?
Die Lehrer nicht. Sie behandelten uns alle gleich.

Hatten Sie als Kind den Wunsch, aus dem Heim raus zu kommen?
Eigentlich nicht, ich habe darüber gar nicht nachgedacht. Ich kam gar nicht auf die Idee. Ich hab schon gedacht, die anderen Kinder dürfen immer nach Hause übers Wochenende und wir müssen immer drin bleiben. Aber ab und an durften wir zwei Mädchen zu den Firmpaten und abends wieder zurück mit der Straßenbahn nach Augsburg. Das Heim war ja in Hochzoll, einem Vorort von Augsburg.

Sie erzählten vom Wunsch, Nonne zu werden, haben Sie den später noch verfolgt?
Der Wunsch ist mir lange nachgegangen. Aber, was hätte ich machen sollen? Als ich weg bin von der Tante, ist das alles verflogen. Es hat nicht geklappt. Heute noch denke ich mir, wenn ich nur Nonne geworden wäre. Aber das ist immer alles – ins Wasser [gefallen]. Und wissen Sie, was ich mir gewünscht hätte? Als Nonne im Kloster durfte man sich etwas wünschen. Ich hätte gesagt, ich möchte gern zu den kleinen Kindern. Denn als ich schon größer war, holte mich die Schwester Armina zum Aufpassen auf die kleinen Kinder, wenn sie selbst verhindert war. Es waren Kinder von zwei bis fünf, sechs Jahren, eben bis sie in die Schule kamen. Sie spielten dort in einem großen Saal, sind umeinander gekrabbelt. Es waren etwa zehn bis 15 Kinder, sie hatten dort jedes ein Bettlein im Saal. Die Schwester hat auch dort geschlafen. Wir passten auf, dass nichts passiert und wir haben mit den Kindern gespielt. Es waren Kinder, die nicht heim konnten, praktisch fast wie Waisenkinder. Es kann sein, dass manchmal ein Elternteil da war, aber ich glaube, das waren auch Kinder, die allein waren wie wir. Es gab dort auch einen Hort, wo die Kinder am Abend wieder geholt wurden. Und dann gab es die Kinder, die immer dort waren, wie wir.

In unserem Mädchenschlafsaal war es wie in dem Kleinkindersaal. Eine Schwester hatte hinter einem Vorhang im Schlafsaal ihr Bett, „Klausur" sagten die Schwestern dazu.

Ich stelle mir vor, dass die Kinder in der Nacht geweint haben, Kinder wollen in dem Alter doch bei den Eltern sein.
Das hat man bei den kleinen Kindern, wo ich war, gar nicht gemerkt. Denn die Schwester, sie war so eine kinderliebe Schwester für die kleinen Kinder, sie war immer im Zimmer bei den Kindern. Sie hat immer Strümpfe gestrickt, immer gestrickt. So war das früher. Schwester Balsamina hat sie geheißen. Und meine im Mädchensaal hieß Schwester Deinkola. Bei meinem Bruder waren zwei, die Schwester Idelsberger und die Schwester Sigolinde, die vor allem für die Hausaufgaben zuständig war.

Die Schule war im Ort, nicht weit vom Waisenhaus entfernt, dorthin gingen wir jeden Morgen nach der Kirche. Auch die Kinder aus dem Ort besuchten die Schule.

Hatten die Heimkinder im Klassenverband eine andere Stellung?
Wir waren alle gleich. Ich hatte eine Klassenkameradin, die Mathilde, sie hat uns Heimkinder gern gehabt, uns zwei Mädchen. Ich erinnere mich an eine Nikolausfeier im Heim. Ich war soeben erst von der Heilstätte zurück. Und ich wurde aufgerufen. Ich glaube, ich hab immer die Nägel gebissen. Die Nonnen sagten zum Nikolaus, das Mädchen hat das und das. Und der Nikolaus hat mich halt gefragt, was genau weiß ich jetzt auch nicht mehr. Jedenfalls, als ich wieder zurück an meinen Platz ging, hat mich der Knecht Rupprecht so leicht mit der Rute gestrichen. Und ich hab gerufen: „Ich spür nix, ich spür nix, ich hab einen Apparat [Halterung für den Gipsverband]!" Da lachten alle, auch die Schwestern.

Wenn ich heute über diese Zeit nachdenke, denke ich immer: Was hast du eigentlich alles geleistet – alleine. Und da bin ich stolz darauf, was ich alles alleine gemeistert habe.

2) Im Jahr 2016 erhielt Amalie Speidel Einblick in Archivalien, u.a. handgeschriebene Briefe ihres Vaters, die er aus der Haft an seinen Sohn und seine Schwester schrieb.

Wie kann eine Einrichtung der Kinderfürsorge mit Missständen der Heimerziehungspraxis der Vergangenheit umgehen? Beispiel einer sensiblen Erinnerungskultur.

Impulsreferat von Ulrich Lorenz
Leiter der Einrichtung Kinder-, Jugend- und Famienhilfe Hochzoll, Augsburg.

In der Nachfolgeeinrichtung des Katholischen Waisenhauses Augsburg-Hochzoll waren die Geschwister Lossa (siehe Zeitzeugenbericht von Amalie Speidel) untergebracht. Ein Mahnmal und eine Texttafel im Hof des Kinderhauses erinnern heute an belastende Geschehnisse der Vergangenheit. Mitarbeiter und Vorstand der Nachfolgeeinrichtung St. Gregor- Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Hochzoll, Augsburg, stellten sich gemeinsam in einem internen Prozess der Gewahrwerdung und Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und fanden diesen Weg des öffentlichen Gedenkens und Mahnens, um Gegenwart und Zukunft neu gestalten zu können.

Auszug aus der Rede zur Einweihung von Mahnmal und Texttafel:

„Wir wollen mit diesem Mahnmal ein Zeichen setzen, Offenheit, Ehrlichkeit und Transparenz, Bedauern und Lernfähigkeit zeigen und auch um Vergebung bitten.

Der Text und das Mahnmal stehen zentral im Hof des Kinderheims. Beide sollen ein Ort werden, an dem Ehemalige einen Platz der Stille, Raum zum Erinnern, Gedanken der Versöhnung finden können, aber auch auf eine ermutigende Perspektive stoßen, die die heutige Arbeit darstellt, Zukunft und Freude vermitteln soll. Mitten in unserem Kinderheimleben soll Platz sein für die Betrachtung der Vergangenheit. Unsere Haltung zu den Geschehnissen in der Vergangenheit, unseren Gestaltungswille für die Zukunft findet Ausdruck im Text und Mahnmal, mit dem Willen zu Anerkennung, Transparenz und Offenheit.

Die zweiarmige Skulptur symbolisiert, aus einem gemeinsamen Strang kommend, die Vergangenheit und die Zukunft. Beide gehören zusammen und jeder hat seinen Raum und Platz. Herr Klaus Krögler, Mitarbeiter seit über 30 Jahren hat das Kunstwerk erdacht und gestaltet und in Zusammenarbeit mit einer Bronzegießerei und dem Steinmetzbetrieb Ludwig Schütz, Memmingen Gestalt werden lassen."

Texttafel zum Mahnmal

Die Geschichte unseres Kinderheimes birgt Licht- und Schattenseiten / Leider gab es auch in unserem Haus Lieblosigkeit und Missbrauch, Gewalt und Schläge / Bevorzugung und Vernachlässigung / entwürdigende Handlungen, Hilflosigkeit und Überforderung / gut Gemeintes, Strenge und Erziehungsformen, die alles andere als gut und hilfreich waren / Leider haben wir zu wenig geliebt, zu wenig Verständnis aufgebracht, waren wir zu sehr im wertenden Zeitgeist verhaftet / Wir haben das Leben, die Rechte der Persönlichkeit, Talente und Anlagen zu wenig geschützt und entfaltet / Unser christlicher Glaube hat uns nicht ausreichend geprägt / Wir sind an Kindern und Jugendlichen, Eltern und Mitarbeitenden, Schwestern und Seelsorgern schuldig geworden / Wir bitten um Vergebung.

Wir haben daraus gelernt und wollen es weiterhin tun. / Wir wollen nicht vergessen, was gewesen ist, sondern für jede Zeit neu Konsequenzen ziehen / Wir wollen alle uns Anvertrauten achten / ihnen helfen, für ihr Leben fit zu werden, Defizite ausgleichen / Chancen mehren, Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl stärken / sie zu einer ganz persönlichen und freien Gottesbeziehung führen / Geborgenheit und ein Stück Daheim, einen sicheren Ort vermitteln / Strukturen gestalten, die dies sichern / unser Bestes tun / Gott um seinen Beistand bitten / und nicht aufhören lernende und liebende / barmherzige und befreiende / tröstende und heilende / Wegbegleiter und Förderer in die Zukunft zu sein.

Wir bitten um offene Worte / ehrliche Rückmeldungen und alles, was der Wahrheit / der Offenheit und der Ehrlichkeit dient / Wir wollen ein Segen sein und immer mehr zum Segen werden.

Augsburg 2016
Leitungsteam, Mitarbeiter, Trägerverein und Kinder und Jugendliche der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Hochzoll

Bedeutung eines Heimaufenthalts für ein Kind aus psychologischer Sicht.

von Aldo Rivera
Dipl. Psychologe, Münchner Familienberatungsstelle für Angehörige der Sinti und Roma, Sachverständiger für familienpsychologische Gutachten.

Im Impulsreferat vertritt Aldo Rivera folgende Thesen:

These 1

Eine Familie ist eine Institution, die auf natürlichen Bindungen beruht. Die Institution Heim dagegen gründet sich auf Bindungen mit Pflichten und Aufgaben, die vertraglich geregelt sind. Die Verbindung der Mitglieder innerhalb einer Familie sind im Gegensatz zu Institution Heim nicht vertraglich geregelt, sondern entstehen über Emotion (Liebe) und Blutsverwandtschaft mit einer gesellschaftlichen Anerkennung und Wertschätzung.

Das Grundgesetz misst dem Schutz der Familie Vorrangstellung vor dem Heim zu. Leitbilder, vermittelt durch Eltern, die Heimstruktur und die Gesellschaft, prägen das Verhalten eines Kindes, das seine Identität ausbildet. Identitäten sind veränderbar und werden von vielen Faktoren beeinflusst.

These 2

Kinderheime entwickeln eine neue Identität beim Kind, weil das Kind „Prinzipien" verinnerlicht. Zu den „Prinzipien" zählen Leitbilder, die immer kulturell bedingt sind. Interkulturelle Studien entdeckten die Unterschiedlichkeit und Hierarchien von Leitbildvorstellungen: Beispiel Japan: Höchste Priorität hat der „Staat", gefolgt von „Religion" und „Familie". Beispiel Kirchen: sie stellen „Religion / Gott" an erste Stelle. Beispiel NS-Ideologie: Sie hatte den „Arischen Menschen" als Leitbild, mit dem Versuch, der Nachahmung und Vervielfältigung des „Supermenschen".

These 3

Eine Heimunterbringung schädigt das Kind, denn sie bedeutet immer eine Entfremdung von der Familie mit deren Leitbildern. Die Ausbildung der Identität eines Kindes wird durch den Heimaufenthalt erschwert. Bessere Alternative ist eine Unterbringung bei Verwandten, z.B. den Großeltern oder auch dauerhaft bei Pflegeeltern. Ziel ist dabei immer: Schutz und Stärkung der Ressourcen des Kindes.

These 4

Das Leitbild „Familie und Familienzusammenhalt" ist bei Sinti und Roma besonders stark entwickelt. Dies ist historisch bedingt durch die Verfolgungserfahrung über Generationen. Permanente gesellschaftliche Ausgrenzungserfahrung führt zu einer „geschlossenen Gesellschaft" mit der einzigen Ressource des Zusammenhalts im Familienverband, bzw. der Familie.

Fazit für die Fürsorgepraxis

Falls ein Kind der Minderheit nicht in der Kernfamilie bleiben kann, ist eine Unterbringung bei Angehörigen des Familienverbands einer Heimunterbringung stets vorzuziehen.

Als Kulturvermittlerin bei Behörden und KollegInnen in den 1970er Jahren in München unterwegs. Aus meinen Erfahrungen als Sozialpädagogin für und mit Sinti und Roma.

Uta Horstmann
Sozialpädagogin a.D. und Bürgerrechtlerin, Trägerin des Bundesverdienstkreuzes, 1974-2015 Sozialarbeiterin beim Stadtjugendamt München.

Meine Arbeit als junge Sozialpädagogin begann 1974 auf dem Wohnwagenplatz Burmesterstraße im Münchner Norden. Damals waren die Wohnwagen als feste Wohnsitze verzeichnet, etwa 35 Sinti-Familien lebten dort mit ihren Kindern. Es waren hauptsächlich Sinti Familien, nur wenige Roma Familien, die aus Polen gekommen waren und schon lange in Deutschlang lebten. Anfang der 1980er Jahre zogen viele Familien in Sozialbauwohnungen im Stadtgebiet, oder in Holzhäuser mit sanitären Anlagen, die die Stadt baute; 2001 wurde der Wohnwagenplatz ganz aufgelöst. Doch die Betreuungsarbeit der Familien im Stadtgebiet führte ich fort.

Auf dem Wohnwagenplatz in der Burmesterstraße

Im Team mit zwei Erzieherinnen, einer Kollegin der Familienfürsorge und Praktikantinnen, die Soziale Arbeit studierten, begannen wir unsere Arbeit mit dem Ziel, die Bildungssituation der Kinder zu verbessern. Die Einschulung von Sinti-Kinder und Kindern von Schaustellern in Sonderklassen war in den 1970er Jahren üblich, und unser pädagogisches Ziel war es, den Kindern die Einschulung und/oder den Übertritt in normale Grundschulklassen zu ermöglichen. Zwei Sonderklassen, deren Klassenzimmer im Keller der Schule eingerichtet waren und wo die Pausenzeiten versetzt zu denen der anderen Grundschüler waren, gab es bis in die 1980er Jahre im Norden Münchens. Die Sonderklassen boten den Kindern Schutz vor Diskriminierung und waren vielfach von den Eltern gewünscht, denn die separierten Klassen vermittelten auch Sicherheit. Es hat sehr viel Ermutigung von unserer Seite bedurft, damit Eltern ihre Kinder in die Grundschule gaben. Auf der Seite der Pädagogen herrschte die Vorstellung: Für diese Kinder sei Bildung nicht wichtig, entspreche nicht ihrer Kultur und die Eltern hätten kein Interesse an der Schulbildung ihrer Kinder.

Niemand wusste damals, oder wollte hören, welches Schicksal die Familien hinter sich hatten. Das „Landfahrergesetz" war 1970 zwar wegen Grundgesetzwidrigkeit aufgehoben worden, doch als ich meine Arbeit begann, waren die Vorurteile im Denken und bei Behörden damit nicht vorbei. Ich legte Beschwerde ein, weil Sinti bei Standesämtern weiterhin registriert waren. Im Bundessozialhilfegesetz gab es noch den Paragraf 72 „Hilfe für Landfahrer", der die finanzielle Unterstützung im schulischen Bereich, aber auch die finanziellen Hilfen für Leute, die im Sommer auf Handelsreisen waren, regelte. Damals verdienten noch viel mehr Leute ihr Geld über den Handel und bezogen im Winter Sozialhilfe. Der Paragraf war als gesetzliche Hilfestellung zu verstehen.

2016 wurde Uta Horstmanns lebenslanges Engagement für die Sinti und Roma in München mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. Neben ihr Alexander Diepold. Foto: Milly Orthen

Bei meiner Arbeit merkte ich schnell: Ich weiß von garnichts

Der springende Punkt ist, dass ich bei meiner Arbeit schnell merkte: Ich weiß von gar nichts. Ich saß abends oft bei den Familien in den Wohnwagen und hörte einfach nur zu. Immer mehr wurde mir bewusst, dass ich einfach nichts wusste. Weder vom geschichtlichen Hintergrund, dem heute als Völkermord anerkannten Porajmos, noch von den kulturellen Besonderheiten der Familien.

Ich hörte Vorwürfe von Seiten der KollegInnen, wenn ich länger bei den Sinti Familien blieb: Ich hätte keine Distanz, ich hätte keine Professionalität. Doch mein Berufsverständnis und mein Wunsch waren, zu verstehen, damit eine vertrauensvolle Zusammenarbeit gelingen kann, die auf Gegenseitigkeit beruht. Heute würde man sagen: Auf Augenhöhe. Nur diese Haltung konnte ein Vertrauen wachsen lassen. Ich

Uta Horstmann mit Ranco Brantner und Wilhelm Spindler beim Hungerstreik im ehemaligen Konzentrationslager Dachau, Ostern 1980 Foto Copyright: Zentralrat Deutscher Sinti und Roma

stand mit dieser Haltung allein. Für meine Vorgesetzten war der Bereich Sinti und Roma nur ein Ausschnitt unter vielen Arbeitsbereichen und ich war im Sozialreferat München als Einzige damit betraut. Glücklicherweise hatte ich die Unterstützung meiner Vorgesetzten. Um das Vakuum von Nicht-Wissen aufzubrechen, teilte ich mein Verständnis, mein neu erfahrenes Wissen mit den KollegInnen. Der große Familienzusammenhalt, warum Kinder als Kostbarkeit empfunden werden, war meinen KollegInnen zum Beispiel überhaupt nicht klar.

Vermittlerrolle bei KollegInnen

Es war eine Zeit des Umbruchs in der Pädagogik, doch es bestand kein Bewusstsein darüber, dass es sich bei den ehemals verfolgten Sinti und Roma um eine ethnische Minderheit handelt mit einer eigenen Kultur. Also gab ich meine Erfahrungen weiter, ans Sozialreferat, auch als Begleiterin bei Hausbesuchen, wenn KollegInnen unsicher waren. „Ich habe Hausbesuche und weiß nicht, wie ich mich verhalten soll", fragten sie. Hier hatte ich eine Vermittlerrolle inne, weil mich die Familien kannten und ein Vertrauensverhältnis gewachsen war. Ich erzählte den KollegInnen über die Schicksale, so dass diese verstehen konnten, warum auch Tante, Onkel und weitere Verwandte bei den Gesprächen dabei waren. Diese Situation war für viele KollegInnen befremdlich, verunsicherte sie. Sie kommen zum Hausbesuch - und es sitzt die ganze Küche voller Menschen. Üblich war es, die Eltern aufs Amt zu bestellen. Doch die meisten wären nicht gekommen. Der häusliche Rahmen vermittelt den Familien Sicherheit, doch für die KollegInnen war es ungewohnt, eine Rolle im Privatbereich einzunehmen. Hier gibt es keinen Schreibtisch, der den Abstand zum „Klienten" vorgibt. Die Atmosphäre ist sehr viel dichter. Das beängstigte, verunsicherte.

Auf Seiten der Minderheit bestand eine tiefverwurzelte Angst gegenüber den Sozialbehörden: „Dann kommt das Jugendamt" war ein Satz, der im kollektiven Erzählen bis in den 80er Jahren und zum Teil auch heute mit Angst besetzt ist. Dabei gab es unter den Sinti Familien, mit denen ich gearbeitet habe, keinen einzigen Fall der Heimunterbringung. Wenn Scheidungen etc. vorkamen, übernahmen immer Großeltern oder Verwandte die Betreuungsarbeit. Es gab höchstens Kurzzeitunterbringungen, bis geklärt war, wo die Kinder innerhalb der Verwandten hinkommen.

Das Verständnis von Familie ist in der Mehrheitsgesellschaft mit den kleineren Kernfamilien eine andere, als der Zusammenhalt eines Familienverbands der Sinti. Besonderen Respekt erhalten die Alten. Ältere Verwandte werden oft mit „Sie" angesprochen, oder mit „Onkel", „Tante". Es besteht eine große Verantwortung der Jüngeren gegenüber den Älteren, auch sie zu pflegen und es gibt so gut wie niemanden, der ins Altersheim kommt. Die Kinder sind für Eltern und Großeltern da. Der Familienzusammenhalt ist groß und Kinder werden als Kostbarkeit gesehen, vielleicht auch eben weil so viele Familienangehörige ermordet wurden. Einmal kam ich in eine Wohnung, im Flur war eine lange Bildergalerie mit den Portraits der toten Familienmitglieder. Daneben stand auf einem Schränkchen eine Kerze mit einem Muttergottesbild. In diesem Umfeld wuchsen die Kinder auf. Auch wenn nicht groß darüber geredet wurde, der Völkermord war immer irgendwie präsent. So, wie ich es damals erlebt habe, ist es heute nicht mehr, aber die Toten gehören immer noch dazu.

Nach dem Hungerstreik 1980 in der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau, bei dem ich als einzige Sozialarbeiterin und als einzige Frau mitmachte, verbesserte die Stadt die Wohnsituation auf dem Wohnwagenplatz: Holzhäuser mit sanitären Anlagen wurden errichtet. Doch noch entscheidender war, dass innerhalb der Minderheit das Bewusstsein entstand, etwas fordern zu dürfen und Rechte zu haben.

Heute ist wichtig, dass im Studium der Sozialen Arbeit das Wissen um Geschichte und kulturelle Besonderheit der Minderheit sowie das Thema Antiziganismus fest verankert werden. Bis heute besteht hier ein großer Nachholbedarf.

ZUM PROJEKTVERLAUF, RESÜMEE UND AUSBLICK

von Maria Anna Willer
Europäische Ethnologin M.A.

Dieses biografisch orientierte Zeitzeugenprojekt mit Nachkommen, deren Eltern der NS-Verfolgung unter dem Sammelbegriff „Zigeuner" und „Asoziale" ausgesetzt waren, und nun als Kinder mit Heimunterbringung und Fürsorgeerziehung in einer Zeit der sogenannten „schwarzen Pädagogik" konfrontiert wurden, gibt erste Antworten, doch vor allem wirft es viele neue Fragen und Desiderate an die historische Sozialforschung auf. Welche Zusammenhänge bestehen zwischen den gesetzlichen Rahmenbedingungen und den Fürsorgepraxen der Nachkriegsjahrzehnte? Wie lange bestanden die Sozial-Gesetze der NS-Zeit in der BRD fort? Welche Auswirkungen hatte dies speziell für Kinder der NS-Verfolgten? Was bewirkte die lange Nicht-Rehabilitation des NS-Völkermords an der Minderheit der Sinti und Roma für die Situation von damaligen Heimkindern der Minderheiten? Und inwieweit verhindert ein langjähriger Heimaufenthalt das Kennenlernen der „eigenen Identität", wie Zeitzeuge Alexander Diepold rückblickend seinen Werdegang vom Aufwachsen in einer „Heimidentität" bis zur Entdeckung seiner „Sinto-Identität" bezeichnet.

Der Rahmen des vorliegenden Zeitzeugenprojekts war aufgrund eines kleinen Budgets eng gesetzt und auf die Erhebung von vier Zeitzeugendokumentationen begrenzt. Es kommen Betroffene von kurzen und langjährigen Heimaufenthalten im Gesamtzeitraum der Nachkriegsjahre bis 1981 zur Sprache. Mit den nun vorliegenden ersten Forschungsergebnissen ist ein Anfang gemacht, der nach umfangreicheren Erhebungen und Recherchen an der Schnittstelle von historischer Sozialgeschichte und empirischer und qualitativ angelegter Sozialforschung verlangt.

Bei der Projektrealisierung gestaltete sich die Suche nach Zeitzeugen, die bereit sind, über ihre Heimerfahrung zu berichten, schwieriger als erwartet, vor allem, weil sich Betroffene nicht mit belastenden Erinnerungen konfrontieren wollten. Der verbleibende Zeitrahmen bedeutete nun, als die Zeitzeugen gefunden waren, dass die Realisierung innerhalb weniger Monaten erfolgen musste. Bundesweit gibt es kein Projekt mit der Fragestellung, Heimkindheit im Zeitraum der Nachkriegsjahre bis 1975 auf die besonderen Bedingungen und Auswirkungen für Angehörige der Minderheit zu untersuchen. Damit war klar: Kommt das Projekt nicht zur Durchführung, wird es die Möglichkeit, das Thema in den Fokus zu rücken, so schnell oder überhaupt nicht mehr geben – denn der Entschädigungsfonds Heimkindheit wird Ende 2018 geschlossen. Es war eine intensive Zeit, in der die Zeitzeugengespräche, die Transkriptionen, Nachbesprechungen mit Einholen der Einwilligung zur Veröffentlichung der Zeitzeugenberichte, Archivrecherchen, parallel dazu die Planungen des Fachtags und die Realisierung der Broschüre erfolgten.

Das Herz des Projekts sind die Zeitzeugen

Das Herz dieses Projekts sind die drei Zeitzeuginnen und der Zeitzeuge mit ihrer Bereitschaft, aus ihrem Leben als Heimkind zu berichten. Es erfordert großen Mut, sich Erinnerungen zu stellen, die traumatisierend waren und bis heute belastend sind. Wenn Betroffene sich entschließen, diese mit anderen Menschen zu teilen, ist es ein Geschenk, das sie uns geben. Ilonka H. sagte im Zeitzeugengespräch über ihre Mutter, die Zeugnis über ihre Verfolgungsgeschichte gegeben hatte:„Sie hat es gemacht für andere Menschen, damit andere Menschen es lesen können. Auch für die Enkelkinder". Sie hatte den Wert der Zeitzeugendokumentation ihrer Mutter kennen gelernt. Dies gab ihr den Mut, bei diesem Zeitzeugenprojekt mitzuwirken. Was geschrieben steht, ist nicht mehr zu leugnen.

Jeder Zeitzeugenbericht erhält mit der Verschriftlichung und Veröffentlichung eine dauerhafte Bedeutung. Mit dem Erzählen persönlicher Erinnerungen und Erlebnisse entstehen Zeugnisse, die nicht nur subjektive Erinnerungen darstellen, sondern gesellschaftliche Verhältnisse und politische Rahmenbedingungen wiederspiegeln. Die Dokumentation individueller Erfahrungen und Erinnerungen ist der erste Schritt, um einen Prozess der überindividuellen Reflexion in Gang zu bringen. Für eine fortführende Un-

tersuchung im Bereich der „oral history“, sind weitere Zeitzeugenberichte notwendig und diese Broschüre kann andere ehemalige Heimkinder der Minderheit veranlassen, selbst zu berichten und das Tabu der Heimerziehung zu brechen.

Archivrecherche

Recherchierte Archivalien brachten für Betroffene der Heimerziehung neue Sichtweisen, als zum Beispiel in einem Fall die „Akte“ eines Heims mit den damaligen Berichten der Entscheidungsträger zugesandt wurden. „Das ist heftig zu lesen“, sagte der Zeitzeuge, als er die Beurteilungen seiner ehemaligen ErzieherInnen las. Es sind Dokumente, die über den Werdegang des Kindes mitbestimmten und zu weitreichenden Entscheidungen führten, die Verlegung in ein anderes Heim, den Schulbesuch und den Berufsweg beeinflussten. Sind die Nachforschungen einmal begonnen, stellen sich den Betroffenen neue Fragen: Wussten die Erziehungspersonen, dass die Eltern des Heimkinds der Minderheit der Sinti oder Jenischen angehören? Was stand in der Geburtsurkunde, was stand im Melderegister? Was wurde verschwiegen und warum? Beim Bebildern der Zeitzeugenberichte wurde klar, dass die Zeitzeugen wenig oder keine Bilder aus ihrer Kinderzeit im Heim besitzen. Wer im Heim aufwuchs, erhielt wenige Erinnerungsgegenstände, auch keine oder kaum Fotos.

Eine dreifache Rolle kam Herrn Alexander Diepold zu, der als Antragsteller ehrenamtlich die Projektleitung innehat und das Projekt verantwortet. Gleichzeitig wirkt er als Betroffener der Heimerziehung als Zeitzeuge mit. Dank seiner langjährigen Berufserfahrung als Sozialpädagoge, seiner 15jährigen Berufspraxis als Heimleiter und als Geschäftsführer von Madhouse gGmbH ist er Experte in Sachen Heimerziehung, Fürsorgepraxen und in Belangen der Minderheit. Damit hat er auch die dritte Rolle des Fachexperten inne. Nur dank dieser besonderen Kombination konnte dieses anspruchsvolle Zeitzeugenprojekt mit der innovativen Fragestellung entstehen und im kurzen Zeitraum realisiert werden.

Ich danke den Zeitzeugen für die Zeit, die sie sich für die Zeitzeugengespräche und Nachbesprechungen nahmen, für die Offenheit und das Vertrauen, das sie mir als Interviewerin und Gesprächspartnerin entgegen brachten. Projektleiter Alexander Diepold danke ich für die gute Zusammenarbeit und seine weitsichtige und kompetente Art, das Projekt mit Broschüre und Fachtag zum erfolgreichen Abschluss zu bringen.

„Der lange Schatten des Völkermords – Heimkindheit Sinti und Roma der Nachkriegsjahre bis heute“ ist ein kleines Projekt, doch mit weitreichenden Inhalten, das noch lange Schatten werfen wird.

IMPRESSUM

Begleitbroschüre zu: „Der lange Schatten des Völkermords an Sinti und Roma.
Heimkindheit der Nachkriegsjahre bis 1975." Fachtag am 27.10.18 in München unter der
Schirmherrschaft von Herrn Dieter Reiter, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München.
Gefördert vom Fonds Heimerziehung. Projekt zur überindividuellen Aufarbeitung
der Geschichte der Heimerziehung 1949-75, in Kooperation mit Madhouse gGmbH
Herausgeber und Projektleitung: Alexander Diepold
Redaktion: Anna Maria Willer / Lektorat: Robert Schlickewitz / Grafik: Dieter Hess · www.zeichen-und-bilder.de
Bildnachweise: siehe Bilduntertitel. Sollten sich nach dem Druck noch
berechtigte Ansprüche zu Bildrechten zeigen, bitten wir um eine Mitteilung an den Herausgeber.
Gedruckt in Deutschland · Auflage 200 · Oktober 2018

„Meine kleine Schwester war dabei,
sie war ja noch klein, ist mit Weinen eingeschlafen.
Also habe ich mit ihr geweint."
(Ilonka H.)

„Ich fragte meine Mutter,
ob sie Romanes spricht. Sie ist ziemlich erschrocken.
Und da verstand ich, dass sie das alles
von mir weggehalten hat."
(Alexander Diepold)

„Wir haben das immer gesehen, wenn der
Bub angebunden war, er hat auch mal Schläge
bekommen mit so einem Riemen.
Dann haben wir immer geschrien und geweint."
(Amalie Speidel)